# ATLANTIS

Heft 4 April 1955 Preis 3.—



# ERZIEHUNG



## DAS LEBENS-FUNDAMENT





# ATLANTIS

LÄNDER · VÖLKER · REISEN

XXVII. JAHR · HEFT 4 · APRIL 1955

*Herausgeber: Martin Hürlimann*

Ständiger redaktioneller Mitarbeiter: F. Hindermann

ATLANTIS VERLAG

*Freiburg-Breisgau, Rosastraße 9, Telephon 6717 / 7405*


INHALT




*Abonnementspreise:*

Jahresabonnement DM 28.–, Halbjahresabonnement DM 15.– Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung und die Post

*Anzeigenverwaltung:*

Wesa-Werbung – W. Sarkowski, Berlin-Lankwitz, Mozartstraße 30, Telephon 734704

*Vertrieb außerhalb Deutschlands:*

Atlantis-Expedition, Zürich, Zwingliplatz 3

*Papier: Papierfabrik Biberist*

## GEOPOLITIK AUF NEUEN WEGEN

Läßt sich Geopolitik noch rechtfertigen, nachdem zwei Weltkriege ihr Fiasko zur Evidenz gebracht, ihre Prinzipien als schärfstens zu verfemende «pseudowissenschaftliche Theorie» entlarvt haben? *Karl Krüger*, dem wir wertvolle Werke zur Technogeographie, zur technischen Gestaltung der Erde und ihrer Länder verdanken, beweist mit seinem neuen Buch «WELTPOLITISCHE LÄNDERKUNDE» (Safari-Verlag, Berlin, 756 Seiten, zahlreiche Photos und teils farbige Karten), daß Geopolitik nicht nur nicht überflüssig, unzeitgemäß, sondern mehr denn je notwendig, ja dringend geworden ist. «Die Lenkung der Länder... kann mit untadeliger Weisheit nur auf Grund tiefen und systematischen Wissens (*von* den Ländern) erfolgen.» In diesem Ausspruch ist in der Tat die Rechtfertigung wahrer Geopolitik nicht allein, vielmehr die unabweisbare Forderung ihrer aktualen Dringlichkeit gegeben. Die unaufhaltsam wachsende technische und wirtschaftliche Beeinflussung der Erde durch den Staat auf der einen, die nicht minder abgründige Gefährdung dieser in den letzten Jahrzehnten geradezu zum Raubbau gewordenen Einflußnahme durch terrestrische Naturkräfte: Soil Erosion, Klimaänderungen und so weiter auf der andern Seite haben sie zur Evidenz erhoben. Damit werden Versuche, die drohenden und teilweise bereits wirkenden Kollisionen zwischen Mensch, Politik und terrestrischer Natur abzuwenden, in ein normal funktionierendes Gleichgewicht zu bringen, zu Anliegen des Tages. Krüger, Professor für Technogeographie an der Technischen Universität Berlin, unternimmt einen solchen, indem er im Hauptteil seines Werkes die Großräume der Erde: Anglo-Amerika und UdSSR, Europa und Orient, Afrika, Indien, Ostasien Ozeanien, Südamerika und den Karibischen Raum und schließlich die Antarktis unter neuen Gesichtspunkten auf ihre Potentiale prüft und diese in den Zusammenhang einer globalen Friedenspolitik stellt. Er vermag dabei zu zeigen, daß diese Räume zwar größtenteils autark sein könnten, daß infolge der Variabilität der Natur der Erde indes alle doch voneinander zu profitieren vermögen, weil ihnen doch Erzeugnisse fehlen, welche zum Wohle und zur Förderung aller beitragen. Zugleich weiß er überzeugend darzulegen, daß bisher die ganze Geschichte gezeigt hat, wie entscheidend *Freiwilligkeit* des Austausches der Güter (und Ideen) alle Völker und Länder befruchtet, Versuche der Übervorteilung und *Unterjochung* sie ebenso entscheidend zurückgeworfen haben. Für einen Deutschen mag es nicht leicht gewesen sein, das Pro und Kontra der sich im Zusammenhang ergebenden Probleme objektiv zu wägen. Krüger darf indes für sich beanspruchen, streng sachlich und damit durchgehend gerecht geurteilt zu haben. Insbesondere gilt dies hinsichtlich der Würdigung der Sowjetunion, deren Schwierigkeiten und Fortschritte namentlich bei der Inwertsetzung Sibiriens und Mittelasiens (Werke von Karaganda, Taschkent, Dawidowplan usw.) loyale Motivierung erfahren. Was seine die statistischen Daten in einen besondern Anhang verweisende Gedankenführung aber besonders sympathisch werden läßt, ist die Klarheit und Einfachheit der Sprache, die es dem Leser jeder Berufsrichtung ermöglicht, die Zusammenhänge unmittelbar zu erfassen und sich damit ein maßstabgetreues, deutliches Bild der Erde zu schaffen. So darf die neue «Weltpolitische Länderkunde» des Safari-Verlages — ungeachtet einiger sachlicher Unstimmigkeiten — als ein Werk gelten, das nicht bloß anregende geographische Dokumentation bietet, sondern das zugleich eine Apologie der Geopolitik darstellt, wie sie schlüssiger und schlagkräftiger sich kaum denken läßt.

*E. Winkler*

*Otto Wilhelm von Vacano:* IM ZEICHEN DER SPHINX. Griechenland im VII. Jahrhundert. Ende und Beginn eines Zeitalters. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart.

Dem entscheidungsschweren Zeitalter zwischen Homer und Solon, dem seit langem die besondere Aufmerksamkeit altertumswissenschaftlicher Forschung gilt, hat der Archäologe von Vacano eine fesselnde und anregende Betrachtung gewidmet. Mit glücklichem Griff hat er als Titel das Bild eines mit dem Zwieselstab der rechten Entscheidung zwischen zwei Sphingen schreitenden Mannes gewählt; denn mit dem in dieser Periode konzipierten Fabeltier verbindet sich für den Griechen unausweichlich die Wesensfrage nach dem menschlichen Dasein, das im Griechenland des 7. Jahrhunderts vor Christus besonders schweren Bedrängnissen ausgesetzt ist, die an die Krisenhaftigkeit unserer Tage mahnen. In sehr anschaulicher Darstellung zeichnet der Verfasser, auf dem Boden der neuesten Forschung stehend, vor dem vielschichtigen Hintergrund der hellenischen Vorzeit die Entwicklung dieser Krise, die sich in wirtschaftlichen Veränderungen, künstlerichen Wandlungen, religiösen Erschütterungen, sozialen Verschiebungen und politischen Umwälzungen auswirkt. Dabei verrät er den Blick für uni-







versalgeschichtliche Fragestellung, indem er die griechische Krise des 7. Jahrhunderts vor Christus als Teil einer eurasischen Weltkrise erweist. Eindrucksvoll ist die krisenlösende Leistung des Griechentums herausgestellt, die alle Lebensbereiche durchzieht und in der bildenden Kunst seit Ende des 7. Jahrhunderts vor Christus besonders deutlich wird: von den Ordnungsversuchen der Tyrannis, des lykurgischen Sparta und dem Staat Solons erscheint der letztere als krisenlösende Leistung des Weisen beispielhaft für die Überwindung einer Krisensituation, die in vielen Teilen überraschende Ähnlichkeit mit unserer Zeit zeigt. Es liegt im Wesen der Problemstellung, wenn sich an manchen Punkten der Widerspruch der Forschung melden muß, dennoch bleibt das Ganze eine begrüßenswerte Neuerscheinung von aktueller Bedeutung. *Joseph Wiesner*

*Frederick A. Cook:* WO NORDEN SÜDEN IST. Herausgegeben und eingeleitet von Frederick J. Pohl, mit einem Rückblick auf alle Nordpolexpeditionen, aus dem Amerikanischen übertragen von Wilm W. Elwenspoek, mit 35 Abbildungen und 2 Karten, 268 Seiten, Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg.

Der Kampf der Meinungen in der Kontroverse Peary-Cook — wer als erster von beiden den Nordpol erreicht habe und ob Cook überhaupt bis zum «großen Nagel» gekommen sei und sich nicht einer Irreführung der wissenschaftlichen Welt und der Öffentlichkeit schuldig gemacht habe — ist zwar längst verstummt, aber deshalb nicht entschieden. Da die Stimmen, die sich gegen Cook aussprachen, gewichtig waren — er war sozusagen der «Angeklagte» — und solchermaßen die öffentliche Meinung in ihrer vernichtenden Grausamkeit auf den Plan gerufen hatten, lag im Verstummen der Vorwürfe gegen Cook doch weithin Verurteilung.

Man muß deshalb aus sachlichen und menschlichen Beweggründen heraus dem Hoffmann & Campe Verlag und dem amerikanischen Publizisten F. J. Pohl Dank wissen, daß diese Frage noch einmal, und zwar in zweifacher Hinsicht, aufgeworfen wird. Zum einen wird die Kontroverse Cook-Peary an Hand des gesamten Materials aller Aussagen und Verhandlungen nach jeder Möglichkeit hin einer eingehenden Kritik unterzogen. Zum anderen — und das ist natürlich das Hauptanliegen des Buches — kommt Cook selbst zu Wort: es ist sein jetzt erst freigegebener Bericht über seine Rückkehr vom Pol, den er mehr als 20 Jahre nach der Expedition niederzuschreiben begann und den er im Alter von 70 Jahren vollendete.

Über dem Buch liegt der Schatten des hohen Alters, der Erinnerung an entsetzliche Entbehrungen, an Todesnot. Der viele Jahre lange Abstand zu den Ereignissen läßt die unvergeßlichen Erlebnisse in der wilden, einsamen Größe der Arktis nicht verblassen. Die Schilderung des monatelangen Kampfes um das nackte Dasein gegen Hunger und Kälte, gegen die Verzweiflung der Polarnacht läßt das tiefe Bedürfnis verspüren, sich gegen alle Zweifel und Anklagen zu rechtfertigen.

Aus diesem Gefühl heraus lassen sich Wiederholungen, vielleicht sogar Übertreibungen, verstehen.

Allein als Erlebnisbericht ist das Buch eindringlich, erregend und erweckt größte menschliche Teilnahme. Darüber hinaus soll der große Rechtfertigungsversuch und der Kampf um persönliche Anerkennung eine neue Generation wissen lassen, daß der «Fall Cook» nicht zu Cooks Ungunsten entschieden ist.

Eine Fülle ausgezeichneter Aufnahmen und ein kurzer Abriß über die Geschichte der Entdeckungsfahrten zum Nordpol vom Mittelalter bis heute von Dr. J. Georgi sind dem Leser sehr willkommen. *L. H.*



Dr. Bradford Washburn arbeitet an einem Beobachtungsposten, ungefähr 3000 m unter dem Gipfel des Mt. McKinley, mit dem Wild-T-3-Theodolit; umfangreiche Vermessungsarbeiten zu kartographischen Zwecken sind im ganzen Gebiet dieses höchsten nordamerikanischen Gipfels im Gange.

# ALASKAS HOCHGEBIRGE

8 Aufnahmen von Dr. Bradford Washburn, Leiter des Museums of Science, Boston (Mass.)

Denali, der Große — so nannten die Eingeborenen den mächtigen Gipfel, der 1896, nach dem damaligen republikanischen Kandidaten bei der Präsidentenwahl, den Namen Mount McKinley erhielt. Mit 6178 m ist er der höchste Gipfel Nordamerikas; er erreicht zwar bei weitem nicht die Höhe der Himalaja-Riesen, hat aber ebenso niedrige Temperaturen wie der südlicher gelegene Mt. Everest. Seit der Erstbesteigung im Jahre 1896 durch Archdeacon Hudson Stuck wurde er zwölfmal bezwungen; der wohl beste Kenner des Mt. McKinley sowie der benachbarten, großenteils vereisten Ketten und Gipfel der Alaska Mountains, den es heute gibt, Dr. Bradford Washburn, hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg immer wieder zu wissenschaftlichen Zwecken in diesem Gebiet aufgehalten und die Süd- wie die Nordspitze schon mehrmals bestiegen.

Dr. Washburn war schon ein erfahrener Bergsteiger, als er während des Krieges den Auftrag erhielt, mit verschiedenen Expeditionen im Hochgebirge von Alaska Ausrüstung, Nahrungsmittel, Biwakmaterial und so weiter auszuprobieren, die für die Verwendung in arktischen Gebieten vorgesehen waren. Er konnte dabei feststellen, daß die Erschließung des ganzen Massivs noch vieler Arbeiten bedurfte; nachdem er bereits 1936 für die National Geographic Society die ersten Flugzeugaufnahmen des Mt. McKinley gemacht hatte, begann er 1947, mit Hilfe der U.S. Air Force, systematisch das Werk zu fördern und verfertigte unter anderm zahlreiche Stereophotographien aus großen Höhen zur Herstellung von neuen, genaueren Karten. 1953 ergänzte er seine Arbeiten durch ausgedehnte Messungen und Aufnahmen im Gelände von 45 Stationen aus. So wird es möglich sein, in zwei oder drei Jahren neue Karten in großem Maßstab dieser höchsten und unwirtlichsten Gebiete des nordamerikanischen Kontinentes zu veröffentlichen.

Beim Aufstieg an der großen Eiskaskade an der Nordwand des Mt. Deception.

*Unten:*

Ein Helikopter der amerikanischen Luftwaffe, der zur Expedition gehört und im Begriff ist, einen Beobachtungsposten im Gebiet des Mt. McKinley anzufliegen, ruft unter den Rentierherden auf der vorgelagerten, etwa 1300 m hoch gelegenen Tundra eine Panik hervor.

Die Expedition des Jahres 1951 nähert sich ihrem Ziel, dem 5500 m hohen Denali-Paß, dem höchsten Nordamerikas, auf dem Washburn schon 1947 Beobachtungen zur Erforsehung der kosmisehen Strahlen unternommen hatte.



*Unten links:* Dr. Riehard P. Goldthwait mißt auf dem South-Crillon-Gletscher mit dem Echolot-Apparat die Dicke des Eises: sie beträgt an dieser Stelle 255 m.

*Unten rechts:* Ein Flugzeug der U.S. Air Force landet auf dem 1800 m hohen Brooks-Gletscher beim Basislager der Expedition im März 1945.







Auf der Suche nach einem abgestürzten Flugzeug wurde im Winter 1944 eine Expedition unternommen; an der Besteigung des 3500 m hohen Mt. Deception nahm unter andern auch dieser aus Noatak, Alaska, gebürtige Eskimo teil, der in der amerikanischen Armee dient.

*Unten:*

Der Mt. McKinley ragt steil aus dem Vorland empor, das oben rechts im Bilde sichtbar ist — vom 6178 m hohen Gipfel sieht man auf das nur 750 m hohe Gelände hinunter.



Ein mächtiger Eisblock beim Silverthrone-Paß, 19 km östlich des Mt. McKinley in den Alaska Mountains.

AN DER SPANISCHEN MITTELMEER-KÜSTE

zwischen Valencia und Motril

Zwischen wüstenähnlichen, ausgedörrten Strecken mit kahlen Bergzügen und wilden Erosionsformen tauchen die oasenähnlichen Huertas auf, darunter der berühmte Dattelpalmen-Wald von Elche, Reisfelder und reich bebaute Hänge — eine Landschaft, die teilweise schon der afrikanischen Küste zuzugehören scheint.





Bildnis einer Spanierin: Doña Maria Isabel Cobos de Porcel, von Goya um 1806 gemalt. London, Nationalgalerie (Photo Anderson)

# SO IST ES EBEN GEKOMMEN ...

Erlebnisse in Spanien von Erich Landgrebe

Der junge Mann mit seiner hellbraunen, offensichtlich weitgereisten Ledertasche betrachtete aufmerksam das südliche Leben, das um ihn brandete: überall die Bahnhofstraße entlang waren Früchte zum Verkauf ausgelegt, Feigen, Äpfel, Birnen, Trauben, Bananen und Datteln. Alles war in solchen Mengen vorhanden, daß es die Kisten zu sprengen schien, ein goldener dicker Saft quoll aus dem Obst und erfüllte die warme Luft mit den Düften der Fruchtbarkeit und Süße. Fliegen, Bienen und Wespen umschwirrten die Waren in dunklen kleinen Wolken, man mußte manche Kiste erst von den Insekten freimachen, ehe man sah, welches Obst sie anbot. Die Verkäufer dahinter kämpften ebenfalls mit den Fliegenwolken, aber sie lachten dabei, schwätzten laut und riefen sich fortwährend alles mögliche zu, was der junge Mensch nur schlecht verstehen konnte.

Er reiste seit ein paar Wochen im Land umher und hatte darüber zu berichten, dafür wurde ihm seine Reise bezahlt. Wenn er die achtlos auf Gehsteigen oder in morschen Kisten augebreiteten Früchte sah, ekelte ihn leicht und er dachte: Ich verstehe das Land nicht. Die Leute sind schmutzig und laut, sie leben in Fülle und Armut zugleich, ihre Finger kleben ständig von den Säften einer erschreckenden Fruchtbarkeit, aus der alles quillt — wie soll ich darüber schreiben? Ich verstehe das alles gar nicht, ich komme aus kargeren Gegenden und es ärgert mich sogar, wie alles durcheinanderwächst und blüht und trägt und sich vermehrt ...

Er hatte den Bahnhof von Alicante erreicht. Über Nacht war einer der seltenen und heftigen Regen gefallen, der die feine Erde des Landes über Straßen und Gehsteige gespült und die Wege gefährlich glatt gemacht hatte. Der junge Mensch glitt mit seinen Gummisohlen aus und erreichte mit Mühe den Eingang zum Bahnhof. Nur wenige Züge verkehrten, und diese wenigen waren überfüllt. Er stellte sich vor die kurze Schlange vor dem Fahrkartenschalter, hinter dem die Scheine für die erste Klasse ausgegeben wurden. — Es ist schade, dachte er, man könnte das Geld anders verwenden — aber die erste Klasse wird mir bezahlt, ein Fremder *hat* hier so zu reisen ... Die Halle war von laut schwätzenden Menschen und vom schweren Duft der Reife erfüllt, ebenso wie die Straße.

Plötzlich wurde das Schalterfenster geschlossen und ein lauter Disput entstand. Die erste Klasse war ausverkauft. Der Zug nach Granada führte keine zweite. Der junge Mann packte unentschlossen seine Reisetasche und sah, wie eine Menge Menschen zu der langen Schlange eilte, die vor dem Schalter dritter Klasse angestellt wartete. — Zwölf oder fünfzehn Stunden, dachte er. In der dritten, die Leute mit Weidenkörben und Weißbrot mit roter Wurst und mit ledernen Weinflaschen, die Hitze und das Geschwätz und der Dreck. Sie spucken auf den Boden und lachen und reden und zeigen die Photographien ihrer Kinder her und nach einer Stunde schon watet man bis zu den Knöcheln in Papier, Obstschalen und anderen Abfällen ...

Aber er stand schon in der Schlange, weil er nicht zurückkehren und einen Tag warten wollte, obwohl ihm Alicante gut gefiel. Jetzt kommt das alles, überlegte er, was beim Friseur kommt: Franco und der Bürgerkrieg und die Kommunisten und die hohen Preise und die Amerikaner mit ihren Stützpunkten — alles wirr durcheinander und zum Schluß untergehend in der Freude an den Weintrauben und dem Weißbrot mit der roten Wurst und dem Vino tinto aus der Lederflasche. Und ich soll nach Granada und werde kein Wort hören über das maurische Spanien, das mich interessiert und zu dem ich unterwegs bin ...

Er ging aber jetzt nicht mehr mit seiner Reisetasche auf der offenen Straße, nach freiem Wunsch und wohin er wollte. Er war in einen Strom heftig sprechender Menschen geraten und hatte keine Wahl. Er bezahlte am Schalter erstaunlich wenig Peseten, wurde durch die Sperre geschoben, den Bahnsteig entlang geschleift, mußte einen Wagen mit hohen Stufen erklettern, wurde gedrängt und mußte selber drängen und war keineswegs so guter Laune wie alle anderen, die den Strom um ihn ausmachten. Die Abteile waren voll, der junge Mann sah im Vorüberstreifen die Bänke dicht besetzt mit den bunten Menschen, die gut oder schlecht angezogen, sauber oder schmutzig, alt oder jung waren, Mädchen, dicke Männer, Frauen in schwarzer Tracht oder in städtischer Reisekleidung — alle saßen in ihren Abteilen wie von ewig her in Gesprächen, obwohl der Zug erst vor kurzem hier zusammengestellt worden war.

Noch im Gedränge, und obwohl er nicht angenehm berührt war von der Aussicht, unter diesen Umständen einen ganzen Tag lang reisen zu müssen, fiel ihm etwas freundlich auf, was sich sehr von seiner viel nördlicheren Heimat unterschied: diese sofortige Bereitschaft, zu leben — die augenblickliche Neigung, jede Stunde zu nehmen als das, wofür sie sich anbot und sie mit den Menschen auszukosten, die das Geschick heranführte.

Er entdeckte ein Abteil, das zwar auch voll, aber nicht überfüllt erschien, denn es war hauptsächlich von Kindern, Mädchen und Buben, besetzt, die wie Orgelpfeifen aneinandergereiht auf den Bänken saßen, lagen oder standen. Der Blick des jungen Menschen ging vom größten Kind neben der Türe über die kleiner werdenden, kehrte am Fenster um und glitt über immer kleinere Kinder zurück und landete schließlich bei der Frau an der anderen Türseite. Sie hielt das kleinste, ein Brustkind noch, in den Armen.

Das Abteil ist eigentlich voll, dachte der junge Mann, aber die Frau blickte ihm freundlich entgegen und er schob die Türe mit dem unsauberen Glas, an dem die

Kinder schon mit den Fingern gemalt haben mußten, zur Seite.

«Ist es noch möglich?» fragte er. Es war unnütz, da die Frau bereits zu Seite rückte und den Kindern gegenüber außerdem Anweisungen zu geben begann.

«Natürlich», sagte sie zu dem langsam Eintretenden, «wir haben Platz genug. Die Kinder sind müde, aber sie sollen nicht immer schlafen. Wir sind bald bei den Palmenwäldern von Elche, und die müssen sie sehen.»

Die Kinder schoben sich enger ans Fenster und der junge Mann nahm in der Ecke an der Türe Platz, der Frau gegenüber.

«Mutter», sagte der Größte sofort, «wie komisch der Mann spanisch spricht. Warum kann er nicht besser sprechen, er ist doch schon groß?»

«Er ist ein Ausländer», antwortete die Frau und begann den Buben zu kämmen. «Halt dich still! Die Ausländer sprechen eine andere Sprache.»

«Da versteht sie aber doch niemand richtig», meinte der Bub.

«Wenn alle so komisch reden, werden sie sich schon verstehen!» fiel ein Mädchen ein und warf über soviel eigene Weisheit den Kopf überlegen zurück.

«Aber es ist doch viel schwerer so zu reden», fiel der Älteste wieder an. «Richtiges Spanisch ist viel leichter. Was der Mann spricht, ist sehr schwer nachzumachen.»

Er begann den Fremden nachzuahmen. Der junge Mann, der alles verstanden hatte, lehnte sich lächelnd in seine Ecke zurück.

«Verzeihen Sie», sagte die Frau jetzt, «die Kinder sind schrecklich ungezogen. Sind gar nicht erzogen. Es ist ein bißchen viel für eine Mutter allein.»

«Wo ist das Ausland?» fragte einer der kleineren Buben.

«Überall, wo nicht Spanien ist», antwortete die Mutter.

«Und dort können sie nicht sprechen?»

«Nein. Spanisch nicht.»

«Warum reist er dann fort, wenn sie zu Hause bei ihm anders reden und er hier nicht gut verstanden wird?» fragte der Älteste.

«Jetzt kommen gleich die großen Dattelpalmen von Elche und die hochgebundenen Palmen», sagte die Mutter geduldig und um die Kinder abzulenken. «Man bindet die Blätter hoch, damit sie weiß bleiben für Ostern, denn zu Ostern braucht man weiße Palmen. Schaut zum Fenster hinaus! Und redet nicht immer über den Mann, er versteht euch. Das ist ihm nicht angenehm, wenn immer über ihn gesprochen wird.»

«Wir haben ja nichts Böses gesagt», antwortete das Mädchen. «Und sicher weiß er selbst, daß er komisch spricht.»

Die Mutter lehnte sich ergeben zurück und blickte den Fremden unbefangen an. Sie war nicht alt und nicht jung, um ihre Augen spielten die feinen Falten, die das Leben als Zeugen der Liebe hinterläßt, aber ihre Augen waren frisch und strahlend. Wenn sie den Blick aufhob, waren diese Augen von den Wimpern wie durch ein Dach beschützt, das man im Süden vor Fenster und Haustüren der Sonne wegen spannt. Ihr Busen war voll und das Fleisch weiß, ihre Haare von einem dunklen Blond, wie man es bei den Andalusierinnen häufig trifft. Ihr reifer roter Mund lächelte ohne jede Scheu und ohne dem Reisenden im geringsten mehr anzubieten als die Gastfreundschaft, die dem Fremden gebührt.

So verging lange Zeit.

Woher kenne ich sie? dachte der junge Mann. — Sie ist mir irgendwo begegnet als vornehme Dame im hohen schwarzen Spitzenschleier und mit langen schwarzen, von Spitzen durchbrochenen Ärmeln und den stolzen bernsteinfarbenen Augen ... Donna Isabel Corbo de Porcel — Goya hat sie gemalt. Vor hundertfünfzig Jahren, und jetzt sitzt sie hier, mir gegenüber.

Ihre Hände waren verarbeitet, ihre Kleider armselig und von der Reise schmutzig, die Lippen waren mit einem schlechten Stift unordentlich nachgezogen — aber die Bewegung, mit der sie den billigen Schal um die Schultern schlug, wenn ihn ein Kind herabgezogen hatte, war genau die der Donna Isabel, und auch der leidenschaftliche Blick, mit dem sie dauernd und geduldig ihre Kinder streifte, war derselbe, den Goya gemalt hatte.

Die Frau wurde von den Kleinen in Atem gehalten, von allen, immer wieder der Reihe nach. Sie putzte ihnen die Fingernägel, zog ihnen Scheitel, wischte die Münder ab, fütterte oder führte sie hinaus, reinigte ihnen mit Speichel die Wangen oder legte sie zurecht, wenn sie schlafen wollten. Manchmal hängten sich die Kinder wie Trauben an sie, so daß sie der Reisende kaum noch sehen konnte, und dann betrachtete er teilnehmend ihre Zwirnstrümpfe in den schiefgetretenen Schuhen, von denen der weiße Lack abgetreten war.

Endlich mußte ihr der Fremde zu lange geschwiegen haben, denn plötzlich sagte sie: «Sieben Stück! Zehn Jahre —» Und sie lächelte dabei.

«Fahren Sie weit?» fragte der junge Mann.

«Nach Granada. Dort wartet er auf uns. Der Vater von allen sieben.»

«Das ist eine weite Reise mit den Kindern!»

Sie lächelte wieder: «Weit? Wir kommen von viel weiter! Wir kommen schon von Granada, und wir waren bis Barcelona hinauf, also durch ganz Spanien! Und wenn wir jetzt ankommen werden, haben wir viel zu erzählen, denn mein Mann will auch etwas haben von seiner Hochzeitsreise.»

Der junge Mann blickte die schöne Frau erstaunt an, er hatte nicht recht verstanden.

«Es war unsere Hochzeitsreise», sagte sie. «Wir haben sie vor zehn Jahren geplant. Aber damals ist es uns so schlecht gegangen, daß wir das Geld für Bahn oder Schiff nicht auftreiben konnten. Wir verschoben die Reise auf ein Jahr, aber da kam dieser dort — der Älteste. Es kommt immer anders, als man denkt, aber es kommt eben. Wir hatten jetzt etwas mehr Geld, aber ich konnte nicht wegfahren und blieb und wir verschoben die Reise wieder um ein Jahr. Aber natürlich — ich konnte auch dann nicht fahren, es kam wie-

der eins. Im nächsten Jahr war nicht an eine Reise zu denken, unser Leben war durch die Kinder viel zu teuer geworden, und dann kam wieder eins und wieder eins und es war immer unmöglich, entweder weil wir kein Geld hatten für die Reise oder weil ich nicht fahren durfte oder weil wir es uns nicht leisten konnten, jemanden für die Kinder aufzunehmen ...»

Die Erzählung ging sehr langwierig, wenn auch temperamentvoll vor sich. Der Mann verstand nicht immer alles gleich. Die Frau wurde von den Kindern unterbrochen oder sie unterbrach sich, um eines der Kleinen in Ordnung zu bringen, und gelegentlich warf auch der Fremde eine Frage dazwischen. Etwa: Ob man sich das Leben, wenn man einen großen, jahrelangen Wunsch hat, nicht ein wenig einteilen könne?

Aber auf solche Fragen antwortete die Frau immer nur mit einem Lächeln und mit immer demselben: «Es ist eben so gekommen ...»

Vor dem Fenster zog das harte, felsige Land vorbei. Es war jetzt im Herbst ganz ohne Gras. Die trockene rote Erde trug ihre schiefergrauen Olivenbäume an den Fenstern des Abteils vorüber und die schroffen Felsen belagerten die Landschaft und die Weingärten mit bizarren Formen. Die Kinder entdeckten immer wieder etwas Neues und riefen nach der Mutter, sie traten dem Fremden auf die Schuhe und auf die Jacke oder betrachteten seinen ungewohnten Anzug oder auch sein Gesicht völlig unbefangen. Manchmal lachten sie, wenn er ein Wort falsch betonte und sagten es nach: «Gránada», und kicherten zusammen. Nur das älteste Mädchen, das den Mann bei solchen Vorkommnissen schnell von der Seite anblickte, wies die Geschwister zurecht und mahnte überlegen: «Wie würde es euch gehen, wenn ihr deutsch reden müßtet?»

«Wozu sollen wir deutsch reden?» fragten die Geschwister. «Wir können doch Spanisch!»

«Und in diesem Herbst», sagte die Frau, «hatten wir zum erstenmal keins. Mein Mann hat eine kleine Stellung in einem Büro, wir wissen von heute auf morgen nicht, wie es weitergeht. Aber ich bin nun dreißig geworden, und er wollte die Reise nicht mehr verschieben. Seine Anstellung ist so unsicher, daß er sich nicht wegzufahren getraut, und er muß auch an den Abenden noch etwas dazu verdienen. So beschlossen wir, daß ich unsere Hochzeitsreise mit den Kindern machen sollte. Wir sind zuerst nach Algeciras gefahren und haben dort einen Fruchtdampfer genommen, der an Gibraltar vorbei die ganze Küste bis hinauf nach Barcelona fuhr. Das ist am billigsten, sie haben die Kinder gar nicht gerechnet. Der Dampfer fährt immer in der Nacht und hält am Tag in den Häfen, weil er ein- und ausladet. So haben wir alle Küstenstädte besucht, Malaga, Almeria, Cartagena, Alicante, Valencia, Tarragona und Barcelona. Und dann alles mit der Bahn zurück. Oh, es war herrlich! Heute nacht werden wir daheim sein, wir sind zwölf Tage unterwegs und waren in keinem Gasthaus und haben kaum etwas gekauft, wir haben alles von zu Hause mitgenommen. Die Nächte auf dem Schiff waren gut, nur auf der Bahn ist es schlimm für die Kinder, sie können sich nicht recht ausstrecken und wollen immer alle auf mir liegen ...»

Der Mann sah erst jetzt, wie müde die Frau war, aber sie schlief nicht. Sie hatte immer wieder mit einem der Kinder zu tun und sprach dann auch zu dem Fremden. Der Älteste hatte jetzt seinen Kopf auf den Schoß des Mannes gebettet und sich halb über seine Schwester ausgestreckt.

«Mein Mann ist aus Barcelona», sagte die Frau. «Ich bin aus Granada. Wir hätten die Reise gerne zusammen gemacht — aber es ist eben so gekommen. Er sagte beim Abschied, daß er gerne zu Hause blieb. Die sieben Kinder werden mehr sehen als ich allein, sagte er. — Und wir werden ihm viel zu erzählen haben ... Kennen Sie Spanien?»

«So gut wie nicht», antwortete der junge Mensch. «Ich bin eben erst angekommen.»

Sie fragte ihn nicht, woher er kam und wohin er fuhr. Sie fragte nicht nach Politik und den Preisen für Brot und Wein oder über die Höhe der Löhne in seiner Heimat. Sie saß da im dämmernden Abteil, in dem es langsam still wurde. Die Kinder waren alle zur Ruhe gegangen, nur durch die Holzwände hörte man von nebenan die pausenlosen Gespräche der Menschen, deren Unterhaltung oft wie wilder Zank klang, um sich gleich darauf in ein allgemeines freundliches Gelächter aufzulösen. Auch die Frau schien endlich schlafen zu wollen, unter den kleinsten ihrer Kinder wie begraben. Aus ihrem schmutzigen Blusenärmel hing mit schwarzen Nägeln und rissiger Haut die müde Hand herab — im Dämmerlicht dennoch die Hand der Donna Isabel Corbo de Porcel, gemalt von Goya.

Der Reisende erhob sich, um den Kindern mehr Raum zu geben. Sie streckten sich im Schlaf aus, ohne zu erwachen. Nur die Frau schlief nicht, sie lächelte unter ihrer Last dem fremden Reisenden zu, der in den Seitengang hinaustrat.

Dort zündete er sich seine langersehnte Zigarette an und starrte in die Nacht hinaus, wo das Land ohne Gras und mit seinen scharfen Felsen im Sternlicht kalt wie eine Mondlandschaft dalag. Als kleines grelles Zeichen reiste das Spiegelbild der Zigarettenglut auf der Fensterscheibe durch die dunkelnden Weiten, in deren Tiefe die beschneiten Gipfel der Sierra Nevada wie Stahl aufschimmerten.

Ich werde Granada sehen, dachte der junge Mann, die Alhambra, den Zusammenstoß der untergehenden maurischen Welt mit den christlichen Barbaren. Ich werde darüber schreiben, denn ich kann schreiben, wie man mir sagt. Aber jetzt glaube ich es nicht mehr recht. Wie sollte ich beschreiben, was ich heute und eben erlebt habe? Was soll ich darüber sagen, daß sich der alte Adel der Donna Isabel herübergerettet hat in den Lebensmut des Alltags der armen Leute? Und was soll ich denn über eine Armut sagen, die so reich ist und so bereit ist, jede Minute des Lebens auszuschöpfen — indessen wir uns in der dauernden Bedrohung des Lebens höchstens Gedanken machen, während die anderen atmen und sich lieben?

# JAGUAR-JAGD MIT DEM SPEER

Erlebnisse im brasilianischen Urwald von SASHA SIEMEL

Bei den Indianern Innerbrasiliens wird alle Arbeit von den Frauen verrichtet, während die Männer kämpfen und durch Jagen und Fischen für Nahrung sorgen. Nun hatte Joaquim zwar die Dörfer seines Stammes schon vor vielen Jahren verlassen; er hatte allein gelebt, wie er auch allein jagte. Die ererbte Abneigung gegen jede Arbeit aber hatte er behalten. Das erklärte wohl auch den ständigen Wechsel in seiner Lebensweise — zu Zeiten war er ein unnützes Wrack, faul, vom *canha* sinnlos betrunken und unverständliches Zeug lallend wie ein Idiot; und gleich darauf ein Jäger mit messerscharfen Sinnen, zäh wie eine Liane und in der äußersten Anspannung seines Körpers und Geistes gefährlich wie eine Schlange.

Während ich ihm auf gespenstisch drohenden Wegen durch das grüne Waldlabyrinth folgte, mußte ich diese Wandlungsfähigkeit immer von neuem bewundern. War er eben noch mühelos über den kahlen, in der Trockenzeit steinharten Boden geeilt, drang er im nächsten Augenblick plötzlich durch eine anscheinend undruchdringliche Mauer von Farn, Weinranken und Luftwurzeln und erreichte die nächste Lichtung, ohne offenbar auch nur einen Zweig beiseitezuschieben ...

Schon die Freude, die es bereitete, diese vollendete Grazie menschlicher Bewegung zu beobachten, machte es mir leichter, mit ihm Schritt zu halten.

Drei Stunden hindurch waren wir ziemlich schnell gegangen und hatten dabei rund zwölf Kilometer zurückgelegt, als wir jetzt aus dem dichten Wald in ein freieres Gebiet mit hohem Marschgras kamen. Weiter hinten, etwa drei Kilometer westlich stand ein Gehölz, eine einsame Dschungelinsel. Vermutlich war dort ein Wasserloch. Joaquim blieb stehen und gebot mit erhobener Hand Schweigen. Wir gingen jetzt langsamer und sehr vorsichtig weiter, bis wir den Rand des Gehölzes erreichten. Die Hunde rannten, die Nase am Boden, wild umher und zeigten durch gelegentliches Winseln, wie erregt sie waren. Wir folgtem dem Lauf eines seichten Flusses, der jetzt bis auf einen Schlammstreifen in der Mitte ausgetrocknet war, und kamen schließlich zu einem kleinen See, eigentlich einem Morast. Überall an seinem schlammigen Ufer waren Tierspuren zu sehen, die meisten ziemlich alt. Plötzlich jedoch deutete Joaquim auf zwei Spuren an der Öffnung einer kleinen Bucht.

Er bückte sich und wies mit dem Finger auf die Feuchtigkeit an den weichen Rändern der Fußspur. Dann hielt er zwei Finger in die Höhe.

«Zwei Stunden», flüsterte ich, und er nickte. Wir machten die Hunde los, die sofort im Marschgras verschwanden. Valente führte, und die anderen folgten mit lautem Kläffen, aus dem Valentes tiefer Baß herauszuhören war. Wir waren den Hunden etwa eine Viertelstunde gefolgt, als sich das Kläffen im Gras vor uns plötzlich zu schrillem Gebell steigerte. Die Hunde hatten ihre Beute gestellt. Wir arbeiteten uns, Joaquim ein paar Schritte voraus, durch schulterhohes Dickicht, und nun sah ich die Hunde etwa hundert Meter vor uns. Sie standen an einer Unterholzböschung, die eine Gruppe von *acuri*-Palmen umschloß.

Der *tigre* war nicht zu sehen; das Hundegebell gab aber ungefähr die Richtung an, in der er zu suchen war. Da auf einmal sah ich es schwarz und gelb aufblitzen, und die Riesenkatze, die vielleicht drei Zentner wog, strich aus dem Dickicht ins Freie. Immer wieder hieb sie mit ihrer mächtigen Pranke nach den Hunden, die sie schnappend und springend anzugreifen versuchten.

Joaquim ging bis auf etwa zwanzig Meter an den *tigre* heran, der inzwischen ernsthaft gereizt war. Wütend wandte sich die große Katze von einem der angriffslustigen Hunde zum anderen und gab ab und zu ein tiefes, kehliges Grollen von sich, das beinahe wie ein Husten endete.

Joaquim war auf die andere Seite des *tigre* gegangen, und ich stand, mit meiner Winchester im Anschlag, etwa fünfzehn Meter weiter hinten. Auch ohne ein Zeichen Joaquims wußte ich: das hier war seine Jagd und der Kampf zudem eine Art Demonstration. Der alte Indianer stand jetzt etwa drei Meter von der Katze entfernt, die sich dem neuen Feind zugewandt hatte und ihn böse ansah. Joaquim hielt seinen Speer mit beiden Händen fast waagrecht und hatte sich so weit nach vorn gebeugt, daß die Speerspitze nicht mehr als sechzig Zentimeter über der Erde war. Das Gras war niedrig, und zwischen Joaquim und dem *tigre* lag kein Hindernis. Nach den ersten Augenblicken lähmender Spannung folgte ich konzentriert jeder Bewegung Joaquims und der Bestie.

Plötzlich schnellte Joaquim den Fuß nach vorn. Eine Staubwolke wirbelte auf. Das Tier schüttelte den Kopf und hieb mit der Pranke in die Luft. Aus dem roten Schlund kam ein gewaltiges Gebrüll. Joaquim hatte dem *tigre* einen ausgedörrten Grasklumpen ins Gesicht geschleudert.

Der Schwerpunkt des Kampfes hatte sich verschoben. Der *tigre* hatte offenbar begriffen, daß er jetzt einem neuen Feind von anderem Kaliber gegenüberstand, als es die Hunde gewesen waren. Von nun an kümmerten ihn die Hunde nicht mehr. Das mächtige Haupt war jetzt voll Joaquim zugewandt, und die Katze schwang den Kopf vor und zurück und keuchte rauh und heiser. Anscheinend eine Ewigkeit — in Wahrheit vermutlich nur ein paar Sekunden — stand Joaquim, den Körper leicht vorgeneigt, ruhig abwartend da. Dann schnellte er die Speerspitze vor, wie ein Boxer mit einem linken Haken fintiert. Der *tigre* hieb mit der Tatze nach der eisernen Klinge, und einen Augenblick lang schien es, als wolle er auf den Hinterbeinen hochgehen.

Joaquim zog den Speer wieder zurück und stieß ihn sofort wieder nach vorn, gerade als die Katze sprang. Der Speer fing die Wucht des Angriffs ab und drang dem *tigre* in den Hals. Es schien als könne Joaquim, zerbrechlich, schwankend und erstaunlich klein gegen den gewaltigen gelbbraunen Körper, unmöglich diesem Angriff standhalten. Es war wie ein phantastischer, kaum glaubhafter Ringkampf. Die Katze war nichts als fauchende, dreinschlagende Wut; der ganze Körper krümmte sich nach vorn und alle vier Pranken schlugen um sich, um das Ding herauszureißen, das da in ihrer Kehle steckte und ihr den Atem nahm. Joaquims brauner Körper war nur auf Augenblicke zu sehen. Nur hin und wieder sah ich seine Beine in einer Art Teufelstanz emporschnellen. Dann wieder schienen seine nackten Füße am Boden zu kleben, im Bestreben, das Gleichgewicht zu halten und den Speer immer tiefer in die Kehle des *tigre* zu stoßen.

Die Katze wich als erste zurück und versuchte, sich von der Speerklinge freizumachen. Sobald sie aber einen Schritt rückwärts machte, zog Joaquim den Speer heraus und stieß wieder zu, so schnell, daß das Auge kaum folgen konnte — diesmal mitten in die Brust des Tieres, das sich vor Schmerz krümmte. Joaquim sprang tänzelnd zur Seite; die Katze lag nun auf dem Rücken und schlug im Todeskampf um sich, während der Indianer ihr die Klinge tiefer in die Brust trieb.

Das Ganze hatte kaum länger als eine Minute gedauert. Mir war, als hätte ich während des ganzen Kampfes den Atem angehalten. Als sich Joaquim aufrichtete, atmete ich aus und merkte, daß ich schwitzte. Meine Hand auf dem Gewehrkolben war naß. Inzwischen waren die Hunde herbeigelaufen und zerrten an dem Fell des sterbenden Königs der Dschungel. Joaquim sah mir entgegen, als ich herankam, und sein runzliges Gesicht verzog sich zu einem Grinsen.

«Sie haben den Kampf gesehen», sagte er einfach und zog langsam den Speer aus der blutigen Brust der toten Katze. Ich stand über dem Körper, das Gewehr auf den Kopf gerichtet, um sofort zu schießen, falls sich auch nur das leiseste Anzeichen wiedererwachenden Lebens zeigen sollte; aber die große Bestie war tot.

Ich sah Joaquim an und wußte, daß ich jetzt etwas sagen mußte. Er hatte dieses Schauspiel in erster Linie für mich veranstaltet ... Aber ich konnte keine Worte finden. Was ich da miterlebt hatte, war, schien mir, den Göttern vorbehalten und nicht für Menschenaugen bestimmt. Endlich packte ich etwas unbeholfen die Hand des alten Indianers und schüttelte sie. Er schien diese Geste nicht zu kennen und wußte zuerst nicht, was ich wollte; dann aber pumpte er seinerseits emsig und entblößte grinsend seine scharfen, unregelmäßigen gelben Zähne.

«Sie sind ein *tigrero*, Freund», sagte ich schließlich. «Jetzt endlich habe ich gesehen, wovon mir meine Freunde in Rio Grande do Sul berichtet haben!»

Joaquim fuhr fort zu grinsen und mir die Hand zu schütteln, bis ich ganz verlegen wurde. Schließlich stieß er mit dem Fuß gegen den Kadaver und sagte: «Behalten Sie das Fell, mein Freund, zur Erinnerung an diesen Tag. Bis Sie später eins von einem Tier besitzen, das Sie selber erlegt haben.»

Ich nickte, und wir machten uns daran, das Fell des *tigre* abzuziehen — wobei reichlich Fett und Fleisch an der Haut bleiben muß, das später mit einem sehr scharfen Messer abgeschält wird. Das Fell wird dann mit Wasser und Seife gewaschen und auf einen Rahmen gespannt.

Auf dem Rückweg zur Zuckerplantage hatte nur ein einziger verzehrender Gedanke in meiner Seele Raum: ich mußte lernen, was ich bei Joaquim gesehen hatte. Ich wußte, daß nur Zeit und Geduld mich lehren konnten, was ich brauchte. Und welch ein geduldiger Lehrer der alte Joaquim war! Manchmal gingen wir mit den Hunden in den Wald, und manchmal allein. Er half mir dabei, mir eine *zagaya* zu machen, und zeigte mir, wie ich sie halten mußte: den Schaft fest gegen die Seite gedrückt, um die Wucht des Stoßes durch das Körpergewicht zu erhöhen. Er unterwies mich, wie man dem Angriff begegnet, mit leicht gebeugten Knien, um den Stoß abzufangen.

In den Wochen, die nun folgten, lernte ich allmählich etwas von den wirklichen Fähigkeiten des alten Indianers kennen. Er war nicht nur ein Meister im Speerkampf. Obwohl ich selbst kein Riese war, wirkte Joaquim beinahe zierlich neben mir. Aber er hatte jederzeit Gewalt über sich selbst und verstand es, sich ohne jede unnötige Anstrengung zu bewegen. Und vor allem verstand er, mit dem Tier zu *denken.* Nicht Geschicklichkeit und Mut allein machten Joaquim Guató zu einem großen Jäger, sondern vor allem seine Fähigkeit, sich auf den Kampf und nur auf den Kampf zu konzentrieren, solange er dauerte. Nur so war es möglich, daß dieser alte Indianer, der weit über sechzig sein mußte, seine schwachen Kräfte gegen ein Tier ausspielen konnte, das doppelt so groß war wie er und dessen Wut und Mordgier im Augenblick alle anderen Instinkte überwog.

Wenn wir nachts im Dschungel am Lagerfeuer saßen, Valente neben uns, den Kopf auf die Pfoten gelegt und seine sanften braunen Augen liebevoll und etwas verwundert auf uns gerichtet, dann lauschte ich dem alten Indianer, der sein Wissen vom Jagen in Erzählungen von großen Kämpfen vor mir ausbreitete. Er erklärte mir, wie man aus dem Brüllen des *tigre* erkennen könne, ob er auf dem Erdboden oder in einem Baum sei. Die großen Katzen brüllen selten, wenn sie hoch auf einem Baum sitzen; instinktiv verharren sie schweigend in ihrem Versteck und brüllen erst, wenn sie sich auf ihre Beute stürzen.

Das erste, was ein Jäger verstehen muß, ist Spurenlesen, um zu wissen, wann eine Katze eine bestimmte Stelle passiert hat. Jede Fußspur erzählt eine Geschichte. Eine weiche Fährte im feuchten Boden ist frisch, wenn die Erhöhungen zwischen den Zehen noch feucht sind. Da sie schnell trocknen, kann man fast auf die Stunde genau angeben, wann die Spur entstanden ist. Den besten Aufschluß über das Alter einer Spur aber gibt

der Hund. Ist die Fährte alt, so beschnüffelt sie der Hund und sucht um sie herum. Ist sie aber frisch, strebt er sofort in die Richtung, die das Tier eingeschlagen hat.

Das und vieles andere lernte ich auf meinen Streifzügen mit Joaquim durch den Dschungel. Er lehrte mich — erst indem er es mir vormachte und später in Speerkämpfen — wie man rechtzeitig erkennen kann, auf welche Art der *tigre* angreifen wird, ob er in vollem Lauf angreift oder im Sprung, oder ob er zögernd und ausweichend kämpft, wie es Hunde tun.

In diesen Wochen kämpfte ich Seite an Seite mit Joaquim gegen mehrere *tigres*; und bei unserem zweiten Kampf nach meinem ersten verfehlten und beinahe verhängnisvollen Versuch war es mein Speer, der die Katze tötete. Es war ein Augenblick höchsten Triumphes; aber doch mit einer Einschränkung: ich war nicht allein gewesen. Joaquim hatte bei mir gestanden und den *tigre* abgelenkt, bis ich kampfbereit war. Und hätte ich den Angriff wieder verfehlt, so hätte seine Eisenklinge die Entscheidung gebracht.

Meine Sicherheit wuchs mit jedem Speerkampf, und doch konnte ich Joaquim nicht dazu überreden, mich allein mit einem *tigre* kämpfen zu lassen.

«Sie haben noch viele Jahre zum Jagen, *senhor* — aber nur einen Augenblick zum Sterben», sagte er, etwas pathetisch vielleicht, wenn es auch stimmte.

Die heiße Jahreszeit kam, und der dampfende Hauch des Dschungels erfüllte die Luft. Regengüsse überfluteten den *pantanal*. Wir wohnten am Rand des Marschlandes über den Niederungen, in denen die Fluten den einstigen Sumpf in einen heimtückischen Morast verwandelten. Die Tiere des Dschungels traten ihre jährliche Wanderung aus den Niederungen an, sobald der Regen einsetzte, und die *tigres*, in die höhergelegenen Gebiete gedrängt, begannen nachts das Weideland der Fazenda Alegre zu durchstreifen.

«Ich muß weit nach Nordwesten gehen», erklärte mir Joaquim eines Tages. «Es ist Nachricht gekommen von einem *tigre*, der im *pantanal* nicht nur das Vieh erschlägt, sondern auch Menschen.»

In dieser Zeit, während Joaquim noch im *pantanal* war, kam die Nachricht von einem *tigre*, der etwa einen Tagesritt von Senhor Pintos Farm im Gehölz gesehen worden war.

Ich hatte, solange Joaquim Guató auf der Zuckerfarm war, nicht ohne ihn auf die Jagd gehen wollen, um den alten Indianer nicht zu kränken. Jetzt aber schien die Gelegenheit gekommen, auf die ich gewartet hatte. Senhor Pinto wollte mir ein paar seiner *vaqueros* mitgeben; ich lehnte jedoch ab. Ich wollte, sagte ich, außer dem Speer auch mein Gewehr mitnehmen und dazu meinen Hund Valente und zwei weitere Jagdhunde von der Farm, mit denen ich schon ein paarmal unterwegs gewesen war.

Lange vor Sonnenaufgang war ich auf den Beinen und bereitete mich zum Aufbruch vor. Senhor Pinto kam in meine Hütte und brachte mir einen Topf mit dampfendem *maté*. Ich hatte schon am Abend zuvor die Klinge meines Speers geschärft und geprüft; jetzt hatte ich sie sorgfältig in eine lederne Scheide gesteckt. Ich nahm die Winchester, insgeheim fest entschlossen, daß der *tigre* nicht mit meiner Kugel im Herzen sterben sollte, wenn er sich zu ebener Erde zum Kampf stellte.

Den halben Tag ritt ich durch hohes Marschgras, das sich langsam zum Fluß hin senkte, nach Südwesten. Um mich nicht zu verirren, hielt ich mich auf den Anhöhen südlich des Flusses und begann, nachdem ich einige zwanzig Kilometer durch das unwegsame Dikkicht geritten war, nach den markanten Punkten Ausschau zu halten, die Senhor Pintos *vaqueros* mir beschrieben hatten. Ein Inspektor, der von einem Besuch bei einer kleinen Ranch zurückkam, hatte den *tigre* aus der Entfernung gesehen. Der Mann war der Katze in das hohe Marschgras gefolgt, hatte dann aber, da er keine Hunde bei sich hatte, die Verfolgung sehr schnell aufgegeben und war zur *casa* zurückgekehrt, um den Marodeur zu melden. Es war schon später Nachmittag, als ich ins Freie an den Rand einer langgestreckten Kette roter Tonklippen (Barranca Vermelho) kam und von der Höhe aus hinunter auf das wellige Land blickte, das sich nach Westen hin allmählich zum São Laurenço senkte. Weit im Süden sah ich den breiten grünen Saum eines Nebenflusses des São Lorenço; in dem Winkel, wo beide Flüsse sich vereinigten, war der *tigre* gesehen worden.

Valente stand neben meinem Maultier und überschaute die Landschaft mit der ernsten Würde, die einem Leithund zukommt; die anderen Hunde liefen indessen emsig schnüffelnd am Rand des felsigen Abhangs umher. Grandiose Einsamkeit lag über dem weit hingestreckten, mit großen Flecken Waldes gesprenkelten Marschland. Etwas wie Beklemmung überkam mich — vielleicht vor der Stille dieser ursprünglichen Welt. Außer dem Rascheln der Hunde im Gebüsch (ich hatte sie zu kurzer Rast losgemacht, und sie trieben sich im Dickicht umher) brach nichts das tiefe Schweigen. Wir standen oberhalb des Waldes auf einem flachen Hügelkamm, der einen großen Halbkreis bildete — möglicherweise das Ufer eines ehemaligen Binnensees. Unter der scharfen Felskante, etwa fünfzehn Meter tiefer, erstreckte sich das hügelige Land meilenweit nach Westen. Die klaren Umrisse eines riesigen grünen *capão* im Vordergrund, etwa acht Kilometer von mir entfernt, verloren sich in dem flirrenden Dunst, der über dem Fluß lag. Ich habe mich nie vor dem Dschungel gefürchtet, in diesem Augenblick aber fühlte ich seine Einsamkeit. In einem Gebiet von vielleicht fünfundzwanzig Quadratkilometern war ich vermutlich das einzige menschliche Wesen — sicherlich aber der einzige weiße Mann.

Schließlich nahm ich die Hunde wieder an die Leine, bestieg Beduino und ritt langsam am Rand der Felsen entlang, bis wir zu einer Senke kamen, wo das Wasser das Gestein ausgewaschen hatte. Wir fanden einen Weg zur Talsohle, ein ausgetrocknetes Flußbett, dem ich durch das Marschgras folgte, weil ich wußte, daß wir so zu einer Wasserstelle kommen würden.

Das Wasserloch war nicht groß, aber es war vermutlich das einzige in unmittelbarer Nähe. Der *capão* mochte zweieinhalb Kilometer breit sein; die Bäume waren nicht so hoch wie die *cedros* und *anjicos* im tiefen Dschungel. Der Boden war dicht mit an manchen Stellen fast undurchdringlichem Unterholz bedeckt. Selbst die Hunde schreckten davor zurück, und Beduino und ich mußten Umwege bis zu hundert Metern machen, um eine Bresche in diesem dornigen Festungswerk zu finden.

Ich war abgestiegen und bahnte mir mit meiner *machete* einen Durchgang, bis ich Beduino in das offenere Gebiet dahinter führen konnte. Wenige Meter entfernt war der graue Uferrand eines Wasserlochs durch das Buschwerk zu sehen. Mir fiel ein, daß das ein sehr ungünstiger Platz für ein Zusammentreffen mit dem *tigre* wäre. Alle Speerkämpfe, die ich beobachtet oder an denen ich teilgenommen hatte, waren auf offenem Gelände ausgetragen worden, das der gewitzte Joaquim offenbar instinktiv gewählt hatte. Hier aber gab es, von dem Streifen unmittelbar am Wasserloch abgesehen, nichts als dichtes Unterholz.

Da zog Valente plötzlich an der Leine und riß mich förmlich nach vorn. Ich folgte ihm bis an den Rand der Senkung, deren Mitte zum Teil von einer Pfütze dunklen Wassers gefüllt war. In der Nähe waren in dem getrockneten Schlamm allerlei großenteils ziemlich alte Tierspuren zu erkennen. Auf der gegenüberliegenden Seite, neben einer feuchten, aber wasserlosen Bucht, fand ich die breite Fährte eines *tigre*. Ich kauerte mich, den zerrenden Valente an der Leine, nieder und untersuchte die Spur der großen Katze. Die Erhöhungen zwischen den Zehen waren noch feucht; der *tigre* mußte am Morgen hier gewesen sein.

Während Valente mir in seinem Eifer, auf der Fährte unseres Wildes zu bleiben, beinahe den Arm ausriß, entschloß ich mich schließlich, der Spur auf Beduino nachzugehen; hatten wir den *tigre* erst in der Nähe, dann würde ich die Hunde losmachen und ihnen zu Fuß folgen. Das schien mir die bessere Taktik; und sie erwies sich auch als die richtige. Wir folgten der Spur des *tigre* etwa fünfzehnhundert Meter durch das dichte Unterholz und die niedrigen, verzweigten Bäume des *capão* und kamen endlich hinaus in das Marschgras.

Der *tigre* war offenbar durch das Marschgras hinaus zu dem tiefer gelegenen Dschungel dahinter gelaufen. Ich mußte ihm jetzt durch das hohe Gras folgen und konnte dabei leicht selbst der Gejagte werden. Denn es kam, wie ich wußte, nicht selten vor, daß die große Katze, wenn sie sich von Hunden verfolgt fühlt, die Verfolger umging und aus dem Hinterhalt angriff. Und da der *tigre* im Gras weniger Geräusch macht als ein Hund oder ein Mensch, ist das für ihn nicht übermäßig schwierig. Mein Schicksal und das meiner Hunde hing davon ab, daß ich jetzt die richtige Entscheidung traf. Die Nacht würde bald hereinbrechen, und ich wollte eine Stelle für das Nachtlager finden. wo Beduino und die Hunde vor einem Angriff aus dem Dunkel geschützt waren.

Wir drangen etwa drei Kilometer durch dichtes, mannshohes Gras, Valente immer auf der Spur des *tigre*, bis wir fast bis zum Rand eines tiefergelegenen Dschungels jenseits des Graslandes kamen. Der veränderte Ton von Valentes winselndem Kläffen und die Unruhe, mit der er im Bogen vor- und zurücklief, zeigten mir, daß er die Spur verloren hatte. Ich machte die Hunde los, und nach einigem Herumsuchen kamen sie zurück und blickten zu mir auf, als erwarteten sie meine unfehlbare Erleuchtung, was nun zu geschehen habe.

Es war beinahe Nacht, und ich hatte nicht sehr viel Wasser; aber zwischen den Bäumen standen *buriti*-Palmen, und wo es die gab, da gab es auch Wasser. Ich beschloß, ein kleines Stück weit in den Wald hineinzugehen. Wasser kann man fast stets gewinnen, indem man neben einer *buriti*-Palme ein Loch gräbt und es voll laufen läßt — das hatte Apparicio mir beigebracht. Aber da stießen wir auf einen Bach, der stellenweise klares Wasser führte. Und nachdem ich sorgsam einen lichten Platz ohne schwere überhängende Äste gewählt hatte, die eine heranschleichende Riesenkatze hätten tragen können, fesselte ich die Beine des Maultiers und richtete ein Nachtlager her.

Valente und die anderen Hunde rollten sich auf einer Decke in der Nähe des Feuers zusammen, das ich entfacht hatte — nicht als Schutz vor herumstreifenden wilden Tieren, denn ein *tigre* wird in der Nähe eines Feuers genau so angreifen wie anderswo, sondern um so viel Licht zu haben, daß ich die Hunde und das Maultier sehen konnte. Nachdem ich die Tiere gefüttert und selbst gegessen hatte (ich machte ein Stück *charqui* warm und bereitete mir mit *mandioca*-Mehl und einem Schluck Wasser mein Abendbrot), setzte ich mich an einen Baumstamm, legte mein Gewehr neben mich und versuchte, so gut es gehen wollte, zu schlafen. Sooft ich erwachte, legte ich wieder ein paar Zweige ins Feuer. Das Prasseln weckte dann für einen Augenblick die Hunde, die die Köpfe hoben und verstohlen in die Dunkelheit blickten, die alles um uns her verschlang.

Als die ersten Lichtstrahlen die Umrisse der Bäume und das Marschgras im Osten zu erhellen begannen, war ich völlig wach und erfrischt; und mehr noch, ich hatte das Gefühl, eine innere Wandlung durchlebt zu haben. In der scharfen Morgenluft, die in dieser Jahreszeit recht kalt war, fühlte ich mich, anders als am Tage zuvor, stark und sicher. Es war, als hätte diese Nacht, die ich allein in dem tiefen Schweigen des Dschungels verbracht hatte, mich mit einer Zuversicht und einem Wissen von der Macht des Dschungels erfüllt — und auch von meiner eigenen Kraft. Ich fühlte noch immer, daß ich für alles verantwortlich war, was ich tat — für mein Leben und das der Tiere; aber ich zweifelte nun nicht mehr, daß ich die Verantwortung tragen konnte.

Es war noch keine Stunde vergangen, seit wir das Lager verlassen hatten, da griff Valente die Spur wieder auf, und noch ehe die Sonne über dem Ostrand des *capão* erschien, trabte Beduino hinter den Hunden her. An dem Tonfall von Valentes Bellen — mehr ein tiefes Gebell, das voll aus der Brust des Hundes kam, als ein

winselndes Kläffen — und an dem zielsicheren Laufen der Hunde, ohne daß sie suchend hierhin und dorthin abschweiften, erkannte ich, daß der *tigre* nicht weit von uns sein konnte.

Ich ritt am Saum des Waldes entlang, immer in Hörweite des Hundegebells, und sooft Beduino sich durch dichtes Buschwerk schob, wünschte ich mir Joaquims rätselhafte Fähigkeit, selbst den Kampfplatz zu bestimmen.

Ich jedenfalls hatte keine Möglichkeit, eine Wahl zu treffen. Nach einer schnellen Verfolgung über nicht ganz zwei Kilometer steigerte sich das Gekläff der Hunde von jagdfreudigem Bellen zu scharfen, knurrenden Tönen, und ich wußte, der *tigre* war gestellt. Ich ritt bis nahe an die Stelle, von der der Lärm kam, stieg ab und band Beduinos Zügel an einen Dornbusch. Ich zog die Lederscheide von meinem Speer und nahm außerdem das Gewehr mit, denn die Katze hätte auf einem Baum sitzen können, wo ich sie mit dem Speer nicht erreichen konnte. Dann bahnte ich mir einen Weg durch das hohe Gras.

Ich sah die Hunde eher, als ich erwartet hatte. Sie standen vor einem Streifen mit Gras und Gestrüpp, der um ein Dickicht von *acuri*-Palmen lief. Nach der Richtung ihres Schnappens und Bellens zu urteilen, mußte der *tigre* im Gebüsch stecken. Ich lehnte meine Büchse an einen Zweig und schob mich, den Speer kampfbereit, langsam an den Rand des Unterholzes heran.

Meine Hände waren feucht von der Hitze und vom Schweiß in den Handflächen. Ich wußte genau, die nächsten Sekunden würden mein Schicksal entscheiden — und vermutlich auch das Beduinos und der Hunde. Ich sah aber keine Möglichkeit, die Katze zu reizen, so daß sie mir ihre Position verriet. Einmal hörte ich ein leichtes Rascheln im Gebüsch und wandte mich dorthin; gleich darauf aber vernahm ich einige Meter entfernt ein tiefes kehliges Knurren.

Jetzt wagte ich nicht mehr, zurückzugehen oder meine Taktik zu ändern. Wenn ich mich auch nur für einen Augenblick abwandte, kam womöglich ein Angriff, den ich nicht abwehren konnte, und selbst wenn ich nur den Speer in das Dickicht stieß, war ich vielleicht nicht mehr imstande, mich zu wehren.

Während ich noch nach einem Ausweg suchte, wurde das Knurren des *tigre* plötzlich heftiger. Aus grollendem Protest wurde ein knurrendes Gebrüll. Die Hunde waren auf der einen Seite, und ich befürchtete schon, das Tier würde sie angreifen und mich damit zwingen, sie von der Flanke her zu verteidigen. Es wäre fast unmöglich gewesen, den *tigre* während eines solchen Angriffs auf die Hunde mit dem Speer tödlich zu treffen. Ich war schon entschlossen, nun doch das Gewehr zu holen und einen Schuß auf den *tigre* zu versuchen, wenn er aus dem Dickicht kam, als ich etwas Schwarzes und Braunes unter fürchterlichem Brüllen durch das Gras schießen sah.

Der *tigre* griff mich an, und fast instinktiv senkte ich den Speer, um ihn abzufangen. Der Angriff kam aus dem Laufen. Der Anblick des fauchenden, von animalischer Wut verzerrten Kopfes und der brüllende Ton aus dem roten Schlund war so unvermittelt, daß ich eher unangenehm überrascht war als erschrocken. Die Überraschung hat mir, glaube ich, das Leben gerettet, denn ich reagierte nur noch aus dem Instinkt. Ich hatte keine Zeit, mich für eines oder das andere zu entscheiden, und tat automatisch das Richtige. Als der *tigre* auf mich losschoß, riß ich den Speer scharf nach oben und traf ihn mitten in die Brust.

Da aber tat der *tigre* wieder etwas, auf das ich nicht gefaßt war. Er machte sich von dem Speer frei und wich zurück. Das Blut schoß aus der Wunde in seiner Brust. Ich wußte, der *tigre* war tödlich verletzt — aber ich wußte nicht, wie bald er sterben würde. Und sofort hatte ich nur noch einen Gedanken: ich mußte den *tigre* dazu bringen, mich sofort wieder anzugreifen, solange er noch Kraft genug hatte, auf meinen Speer aufzulaufen.

Da erinnerte ich mich an Joaquims Trick, den *tigre* abzulenken. Während ich sorgfältig mein Gleichgewicht bewahrte, um einem Angriff begegnen zu können, holte ich rasch mit dem Fuß aus und schleuderte eine Sandwolke nach der Katze. Das wirkte sofort. Mit lautem Gebrüll, das wie ein fürchterliches Gurgeln aus seiner blutenden Kehle kam, stürzte sich der *tigre* wieder auf mich, und diesmal stieß ich ihm den Speer mitten in die Brust, direkt in das sterbende Herz.

Der *tigre* kämpfte kaum noch, sobald ich ihn mit dem Speer getroffen hatte. Das wütende Ringen zwischen Mensch und Tier, wie ich es in dem ersten Kampf zwischen Joaquim und dem *tigre* geschen hatte, blieb aus. Der große gefleckte Leib krümmte sich, die Tatzen schlugen wild durch die Luft, aber wenige Sekunden später wurde er kraftlos und schlaff. Ich stieß noch einmal zu, und es gelang mir, ihn auf den Rücken zu drehen und so festzuhalten, während das Tier den letzten Rest seiner Lebenskraft in wilden Tatzenschlägen austobte.

Ich stand einen Augenblick auf den Schaft meines Speers gelehnt, dessen Klinge tief in der Brust des *tigre* steckte. Ich glaube nicht, daß ich in diesen ersten Sekunden irgendetwas fühlte außer einer tiefen Erschöpfung. Mein erster Gedanke war seltsamerweise, daß der *tigre*, wenn der Kampf auch nur eine Minute länger gedauert hätte, mich getötet hätte. Mir war, als hätte ich in meiner Müdigkeit den Speer nicht so lange halten können. Erst später verstand ich, daß ich lediglich die Reaktion auf die angespannte Konzentration erlebte, die ich in der kurzen Zeitspanne des Kampfes aufgebracht hatte.

Ich blickte hinunter auf das Gesicht des *tigre*. Die Augen waren geschlossen, der königliche Kopf ruhig, aber die Lippen im letzten Todeskampf über den weißen Zähnen zurückgezogen. In diesem Augenblick fühlte ich eine Verbundenheit zwischen mir und diesem *tigre*, die nichts mehr lösen konnte.

*Aus dem Buch von Sasha Siemel, das in deutscher Ausgabe unter dem Titel «TIGRERO. Ein Jägerleben im Matto Grosso» im Biederstein-Verlag, München, erscheinen wird.*

Aus der Fauna des brasilianischen Urwaldes. Photos Siemel

Der Ozelot ist in mehreren Rassen über Süd- und Mittelamerika verbreitet. Er ist ein vorwiegend nächtlich lebendes Tier und nimmt eine Zwischenstellung zwischen Groß- und Kleinkatzen ein.



Der «tigre» des brasilianischen Urwaldes:

Junger Jaguar. Dieses außergewöhnlich kräftige Raubtier nährt sich von allen höheren Wirbeltieren. Unter den Herden richtet es bedeutenden Schaden an, während es Menschen nur ausnahmsweise angreift.

*Linke Seite oben:*

Der Ameisenbär lebt meist auf Bäumen. Am Tag hält er sich verborgen; erst bei Sonnenuntergang wird er regsam, indem er im Geäste nach Termitennestern sucht.



*Rechts:*

Der Sumpfhirsch – der größte südamerikanische Hirsch – ist ein Bewohner der Sumpfwälder, welche die Flüsse Brasiliens einsäumen. Hier lebt er in kleinen Trupps von 5 bis 6 Tieren.



*Rechts:*

Das borstig behaarte Wasserschwein ist das größte und schwerste Nagetier. Es bewohnt sumpfige Teile des waldigen Südamerika.

*Linke Seite unten:*

Schakarés an einem brasilianischen Fluß. Diese Verwandten des Krokodils werden bis zu 3,5 m lang. Die Färbung ihrer Oberseite ist dunkel olivbraun. Ihre Augenlider sind mit einem kleinen aufgerichteten Hörnchen versehen.



Das Schiff des Odysseus fährt am Untier Skylla vorbei — gezeichnet von einem Zehnjährigen.



Pegasus.
Holzschnitt eines
Dreizehnjährigen.

# *Die griechische Mythologie im Spiegel der kindlichen Phantasie*

Von HANS-FRIEDRICH GEIST

Wenn ich an meinem Beruf als Erzieher zu zweifeln beginne, weil es mir nicht immer gelingt, «die Schule» und «den Schulmeister» zu überwinden (ich zweifle sehr oft daran!), dann rufe ich, in die Enge getrieben, meinen Schülern zu: «Nehmt eure Stühle und setzt euch nach vorn! Ich werde erzählen!» — Mit Elan gruppieren sie sich im Halbkreis um meinen Tisch und schauen mich mit ihren hellen Augen an. Die Ungestümen werden (nicht durch mich!) im Handumdrehen zum Schweigen gebracht! Dieses erwartungsvolle Schweigen, diese «Ruhe vor dem Sturm» ist ein ganz beglückender Moment. Ich atme tief auf und glaube — ebenfalls im Handumdrehen — wieder an meine pädagogische Mission. Ich beginne ohne jede Ankündigung:

«In der Stadt Theben, von der ich euch schon des öfteren erzählt habe, herrschte einst der König Laios mit Jokaste, seiner Frau. Die beiden lebten lange Zeit in kinderloser Ehe. Abends war es meist dunkel und still im königlichen Palast. Nur im Wohnraum brannte Licht. Laios spielte mit Jokaste Schach oder er las ihr vor aus einem umfangreichen Buch. Nirgends im ganzen Palast gab es ein Spielzeug, weder Puppe noch Pferd. —» Ich *erzähle* — wie man sofort feststellen wird — aus den «Schönsten Sagen des klassischen Altertums». Ich lese nie vor, trotzdem ich die wunderbare Sammlung von Gustav Schwab zur Hand habe. *Ich erzähle!* Ich weiß genau, was ich «den Kleinen» zumuten kann, was ich «den Großen» sagen darf. (Dafür habe ich ein Seminar besucht und in Psychologie eine «Zwei» gehabt!) Ich erzähle, als ob ich alles sehr genau wüßte, als ob ich dabei gewesen sei, als ob ich die Götter und Helden ganz persönlich kennen würde und im vertrauten Umgang mit ihrer Wirklichkeit groß geworden sei. Ich höre mir beim Erzählen selber zu. Es macht mir einfach Spaß, mich erzählen zu hören, mich genau so erzählen zu hören wie einst den alten Doktor Preßler am Großherzoglichen Realgymnasium zu Weimar. Ich liebte seine Geschichtsstunden. Ich hing an seinen Lippen, wenn «der schwarze Doktor» auf der vorderen Bank hockte. Ich verfolgte seine Gesten. Er ballte zornig die Fäuste, wenn er den ungläubigen Pentheus schilderte. Er warf siegesgewiß den Kopf zurück, wenn Perseus die verzweifelte Andromeda zu trösten suchte. Er sprang von seinem Hochsitz herab, um zu zeigen, wie der gleiche Held durch das gezückte Haupt der Gorgo Medusa den widerlichen Phineus in eine Steinsäule verwandelt habe. Ich war hingerissen von seiner Erzählkunst. Die Wiederholungen, die er in der nachfolgenden Geschichtsstunde forderte, machten mir Freude. Ich erhielt — ein einziges Mal in meinem Leben — in «Geschichte» einen Einser, wahrscheinlich, weil nicht die Historie gemeint war! — Da wir den gleichen Schulweg hatten, erwartete ich den «schwarzen Doktor» am Portal oder am Haus. Ich fragte ihn aus nach den Göttern. Er blieb mir keine einzige Gottheit schuldig, auch nicht die verführerische Aphrodite, die den Paris betört hatte. Er verstand «die Liebreizende» so herrlich zu zeichnen, daß ich damals — und vielleicht auch heute noch (ich kann es nicht ganz genau sagen!) — ebenfalls Aphrodite den goldenen Apfel zugesprochen hätte.

Der «schwarze Doktor» ist an meiner Erzählfreude schuld. Hinzukommt, daß auch mein Großvater,

Schneider von Beruf, ein ausgesprochenes Erzähltalent war. Er liebte nur diejenigen seiner Kunden und Kumpane, die entweder zuhören oder auf ihre Weise etwas zum besten geben konnten. Mit der durch den Doktor vermittelten griechischen Mythologie hatte ich endlich einen Stoff, um meinem Großvater zu imponieren, um seinen nacherzählten Jules-Verne-Geschichten etwas Gleich-Gewaltiges entgegenzusetzen. Ich gab — postwendend — die Sagen aus der Geschichtsstunde an meinen Großvater weiter, sehr frei natürlich, mit eigenen Zutaten und Erfindungen gewürzt, stets so gegenwärtig, als bedürfe es nur eines Spazierganges nach Tiefurt oder Belvedere, um einen der erwähnten Götter oder gar eine Göttin leibhaftig zu treffen. Mein Großvater ging mit Begeisterung auf meine mythologischen Berichte ein, schmückte sie seinerseits aus, oft so derb und drastisch, daß ich mich bei den schulischen Wiederholungen sehr vorsehen mußte, nicht in die schneiderliche Tonart zu verfallen. Eines Tages zeigte er mir ein in grünes Glanzpapier gebundenes Büchlein. Auf dem schwarzen, goldgerandeten Titelschild stand: «Die Götter der antiken Welt. — Bildliche Darstellungen mit Versen.» Er hatte es im Papiergeschäft der alten Frau Wiedemann in der Jakobstraße gekauft. Ich durfte vorerst nicht alle Götter sehen, vor allem: ich durfte der Großmutter nichts sagen von diesem Buch, weil es nicht «für die unschuldigen Augen eines Kindes» bestimmt sei! Das war ein herrliches Geheimnis! Ich durfte zum Lohn für meine Verschwiegenheit — später — sämtliche Götter sehen! (Ich schwieg dann auch über ganz andere Dinge!)

Seither hat mich die griechische Mythologie nicht verlassen. Gustav Schwabs «Klassische Sagen» gehören zu den wenigen Büchern, in denen ich immer wieder studiere. Ich lese bisweilen darin, um mich an den «wahren Sachverhalt» zu erinnern, um — mit Vergnügen — festzustellen, was ich — sie erzählend — aus eigener Phantasie hinzugefügt habe und wahrscheinlich — ohne Absicht — immer wieder hinzufügen werde.

Welch wunderbare, welch unerschöpfliche, das Ganze des Lebens umfassende Welt — und welch ein mitreißender Stoff für die dichterische und bildnerische Phantasie des Kindes und für die wenigen Menschen, die sich diese Phantasie — als Dichter oder als Künstler oder gar nur als Liebende — erhalten haben, um damit unsere gegenwärtige Welt, die angeblich von Nutzen und Fortschritt, von Not und Elend hallt, zu mythologisieren, das heißt, ihre Taten und Untaten auf metaphysischem Grund zu sehen, als Auswirkungen von Mächten und Kräften, die übermenschlich und darum unveränderlich sind, die uns ständig in Atem halten, ständig fesseln an diese aus viel Freude und viel Leid gemischte Passion, die stets eine andere sein wird als ehemals und doch immer die gleiche, der man nicht beikommen kann mit Gebet und Gebot, sondern



Herakles und der kretische Stier. Holzschnitt eines Dreizehnjährigen.



Das trojanische Pferd

Aquarell eines Dreizehnjährigen





Minotauros im Labyrinth. Holzschnitt eines Vierzehnjährigen.

nur durch ein tiefes Vertrauen in die Notwendigkeit all dessen, was geschieht.

Ich komme in der bildnerischen Erziehung, so wie ich sie verstehe, nicht aus ohne die griechische Mythologie. Sie bestimmt das Kind, in *eine* Richtung zu denken. Sie lenkt seine Phantasie. Sie verhindert ihr wahlloses Schweifen. Sie offenbart in all ihren Geschichten das Ungeheuerliche der Welt, die dämonischen Ur- und Triebkräfte des Lebens und stellt ihnen zugleich den tätigen Menschen, den Helden, sei es als Befreier oder Erlöser, als Entdecker oder Abenteurer, als Dichter oder Sänger entgegen. Das Kind nimmt — im bildnerischen Tun — die gleiche Haltung ein. Es entfesselt die Materie (sein Material!), es bewältigt (bändigt!) sie durch die mythologische «Idee» und gewinnt dabei den Zustand eines beglückenden Tuns, eines befreienden Vollbringens. So erlebt das Kind — unbewußt — auf eine wunderbare Weise das, was wir *Vollkommenheit* nennen: das erlösende Gefühl, durch ein sinnvolles Mittun jene Sicherheit des Seins, jene Notwendigkeit des Handelns aus innerem Anlaß, jene unlösliche Verbundenheit zwischen der eigenen Existenz und dem Weltganzen zu erfahren, die uns die große Natur, die Mutter Gäa, selbst in ihren geringsten Gebilden als ein himmlisches Wunder immer wieder vor Augen führt.

Ich mache aus dieser Einsicht keine Doktrin. Ich

fordere nicht die Wiedereinführung der griechischen Sagen in den Unterrichtsplan, obwohl ich ihre Unauffindbarkeit bedaure. Ich liebe diese Welt. Ich kann schließlich nur das meinen Schülern vermitteln, was ich liebe! Nichts anderes! Ich bin nun einmal besessen von der Meinung, daß die bildnerische Fähigkeit eine allgemein-menschliche und zugleich göttliche Eigenschaft ist, genau so wie das Gehen und Sprechen. Ich bin besessen davon, daß man sich — wenigstens als Kind — einmal ganz selbstherrlich und selbstvergessen als Prometheus fühlen soll, um später vielleicht an den Rand der Schöpfung gespült zu werden. Beweisen die beigegebenen Zeichnungen nicht wenigstens diese schöpferische Unbekümmertheit, über die sich (ich bin überzeugt davon!) ein Picasso freuen würde, weil er aus einer gleichen Unbekümmertheit — als Gigant! — sein wunderbares Werk vollendet, das in seiner Graphik infiziert ist von der griechischen Mythologie, die er umsetzt in die Sprache seines Geistes, frei von Pathos und Sentimentalität?

Ich fürchte manchmal, daß viele «Schulmeister» keine glücklichen Kinder waren und darum Feldwebel geworden sind, die rückwärts nach der «preußischen Tradition» schauen. Sie leben nicht am Rand der Schöpfung, sondern sie kleben am Rand der Lehrpläne und Dienstanweisungen. Sie sagen: «Was hat griechische Mythologie mit Zeichnen und Malen zu tun? Sie ist ja längst überholt!» — Ja, was soll man darauf antworten? Mit einem Goethe-Zitat? Welchen Platz soll man diesen Wesen anweisen in der Oberwelt *unserer* Mythologie?

Nach einer Erzählung aus der griechischen Sagenwelt, die oft mehr als eine Stunde in Anspruch nimmt, sind die Schüler nicht verlegen um lohnende Aufgaben. Wir wählen zumeist ein *gemeinsames* Thema. Später sondern sich einige Einzelne, die in «große Formate» und andere Arbeitsweisen verliebt sind, ab und betreiben ihren eigenen Plan. Ihre Bilder unterscheiden sich dann nicht nur durch das Format von den Gruppenleistungen! Man soll ihnen auf jeden Fall Mut machen, sich abzusondern und Einzelgänger zu sein. Soweit zur Methode.

Ich traf einmal — vor Jahren — einen ehemaligen Schüler in Begleitung einer jungen Dame auf der Straße. Er hielt mich an.

«Neulich, in Hamburg, habe ich lebhaft an Sie gedacht! Nicht wahr, Jo?» Die junge Dame nickte zustimmend.

«Wieso?»

«Wir haben den ‚König Ödipus' von einem französischen Dichter, ich glaube Gide, in Helmut Gmelins ‚Zimmertheater' gesehen! Genau so haben *Sie* damals erzählt! Wissen Sie noch, in der Zeichenstunde?» —

Genau so? Sicher nicht! Ganz sicher nicht! Jedoch: Ich war endlich wieder einmal glücklich wie ein Kind, das mit Töpferlehm spielt!

Ja! Es hat sich gelohnt! Also doch! Es lohnt sich immer, wenn man liebt!




Herakles in der Unterwelt: Die Schatten der Tiere. Holzschnitt eines Vierzehnjährigen.

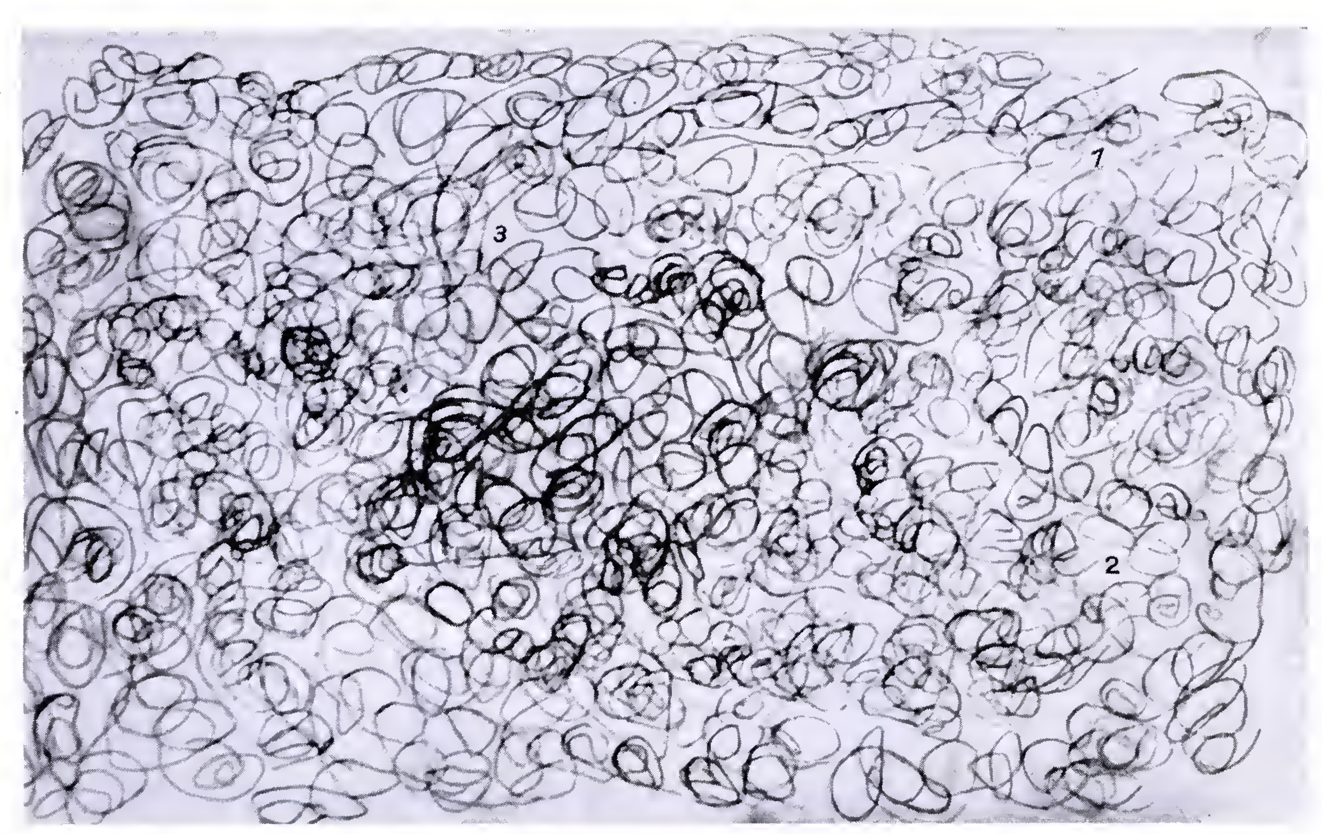
Antike Sagen in Kinderzeichnungen. *Oben:* Die Pestfliegen über Theben, aus der Oedipus-Sage. *Unten:* Der Bau des trojanischen Pferdes. (Zwei großformatige Arbeiten von 12jährigen Knaben.)

*Oben:* Laokoon. *Unten:* Odysseus und die Sirenen.



Der Meergott Poseidon. Aquarell eines Zwölfjährigen.

*Oben:* Die Sphinx vor Theben. *Unten:* Die Blendung des Riesen Polyphem.




Beispiel von einem der «primitivsten» Stämme der Urbevölkerung Hinterindiens. Zeichnung eines 29jährigen Yumbri, die nach seiner Aussage darstellt: 1. Schildkröte, 2. Eidechsen, 3. Begegnen von Bären und wilden Schweinen (Zahlen vom Verfasser eingesetzt, etwa ¼ natürlicher Größe).

# ZEICHENTALENT UND KULTURSTUFE

## Untersuchungen der zeichnerischen Begabung von Fremdvölkern farbiger Rasse

von Prof. Dr. Hugo Adolf Bernatzik (†)

Seit der Entdeckung der urgeschichtlichen Felszeichnungen in den südeuropäischen Höhlen und der Buschmannzeichnungen in Südafrika hat sich die europäische Kulturwelt steigernd für die Zeichenkunst der Naturvölker interessiert. Was man seinerzeit als Phänomen bestaunte, da man das hohe künstlerische Können mit der primitiven Kultur dieser Eingeborenen nicht in Einklang bringen konnte, ist uns heute, nachdem sich jahrzehntelang Ethnologen, Prähistoriker, Historiker, Psychologen und Künstler mit den diesbezüglichen Problemen befaßt haben, in ein neues Licht gerückt und hat weitgehend Aufklärung gefunden. Die künstlerische Begabung eines Naturvolkes ist ein Element der völkerkundlichen Forschung geworden. Ich habe mich bei allen von mir ethnographisch bearbeiteten Völkern besonders mit ihr befaßt. Doch über den Weg der Betrachtung und Festhaltung der Sammlungen von Eingeborenenplastiken, Malereien und ornamentalen Darstellungen bin ich zur Untersuchung der zeichnerischen Begabung an sich gelangt und konnte feststellen, daß ein Vergleich der zeichnerischen Entwicklung verschiedener Völker die Deutung wichtiger ethnologischer Fragen ermöglicht und außerdem für die Lehre von der seelischen Entwicklung der Völker aufschlußreich sein kann.

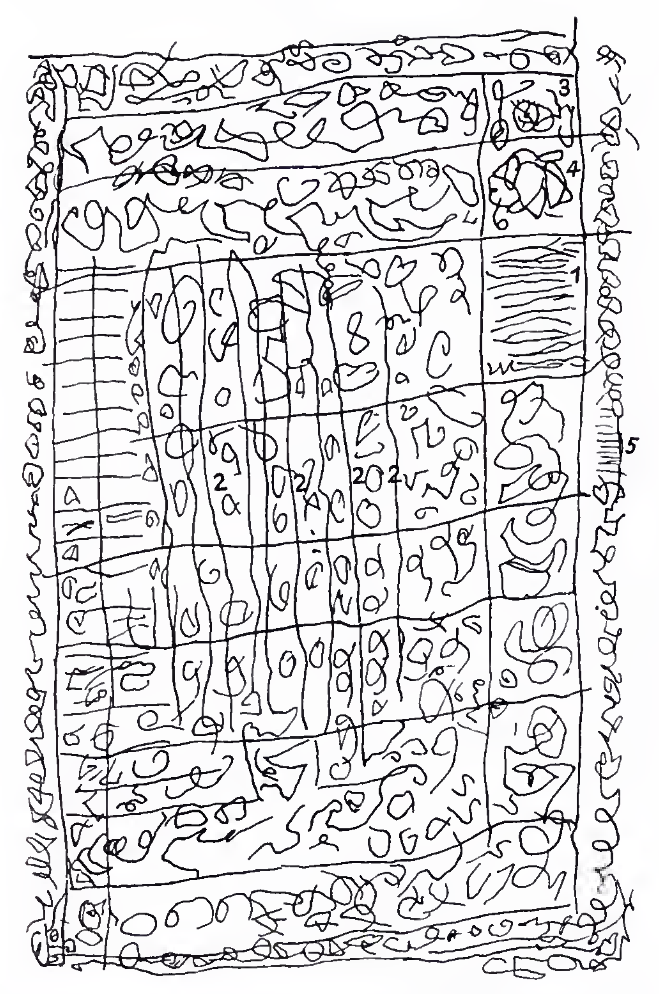
Ich ließ von Kindern und Erwachsenen, möglichst aller Altersstufen und beiderlei Geschlechts, Zeichnungen herstellen. Ich gab der Versuchsperson Papier im Format 21×33 cm und Bleistift und ließ sie etwa eine Stunde lang allein, ohne daß andere Personen Gelegenheit gehabt hätten, Einfluß auf ihre Tätigkeit zu nehmen. Die Wahl des zu zeichnenden Gegenstandes war völlig freigestellt. Niemals wurden Vorlagen oder Modelle verwendet, so daß es sich stets um Zeichnungen nach dem Gedächtnis handelt. Viele Versuchspersonen hatten noch niemals Papier und Bleistift gesehen, geschweige denn gebraucht. Dennoch fällt der Mangel an technischer Fertigkeit gegenüber den Völkern, denen mit Schreibmaterial umzugehen gelehrt wurde, ja sogar jenen, die während einer schulmäßigen Erziehung Zeichenunterricht genossen hatten, ungleich weniger in die Waagschale, als zu erwarten gewesen wäre. Wohl, weil den Völkern niederer Kultur von Haus aus eine größere Körperbeherrschung eigen ist als den kulturell höherstehenden, die in der Regel stärker domestiziert sind. Außerdem handelt es sich, wie aus der Analyse der Zeichnungen hervorgehen wird, nicht um die rein qualitative Ausführung des Dargestellten, als vielmehr um dessen Inhalt, Ausdrucksform und Methode.

Da Fremdvölker verschiedener Kulturhöhen nicht zusammengezogen werden können, teile ich die Untersuchungsobjekte in Altvölker, Völker mittlerer Kultur und Hochkulturvölker ein und gebe jeweils eine kurze Charakteristik der betreffenden Völkergruppe sowie des von mir untersuchten Volksstammes selbst.

*1. Die Altvölker*

Sie bewohnen die Rückzugsgebiete unserer Erde und gehören der Urbevölkerung an, das heißt jener Volksschicht, die seit Jahrhunderten durch Wanderungen und Ansiedlung späterer Völkergruppen aus ihren Wohnsitzen abgedrängt und zum größten Teil aufgerieben oder assimiliert wurde. Die Untersuchung der heute noch lebenden Reste dieser Altvölker bildet die Grundlage zur Erforschung der Menschheitsentwicklung im weitesten Sinne. Es sind die «primitivsten» unter den farbigen Fremdvölkern. Sie betreiben lediglich eine rein aneignende Wirtschaftsform und sind daher an ein unstetes Nomadendasein gebunden. Ihre soziale Organisation ist vaterrechtlich aufgebaut, die politische denkbar einfach. In religiöser Beziehung herrscht ein primitiver Geisterglaube, in einigen Fällen sollen Anklänge an einen Monotheismus festgestellt worden sein. — Ich bringe drei von mir untersuchte Volksstämme, die als Vertreter der drei Rassenkreise der Erde angesehen werden können.

a) *Die Yumbri*, auch Phi Tong Luang genannt, wurden im Grenzgebiet von Nordthailand und Indochina von mir erstmalig ethnographisch bearbeitet. Sie sind primitive Sammler. Sie durchschweifen in kleinen Horden die Bambusdschungel der Gebirge, in welchen sie als einzige Wohnsitze einfache Windschirme erbauen, die meist nach drei bis vier Tagen



Zeichnung eines 50jährigen Semang (Halbinsel Thailand). Es werden dargestellt: 1. Schlafplatz der Horde, 2. zusammengestellte Blasrohre, 3. Heimgehen zum Lager, 4. Finden von eßbaren Tieren, 5. Rastplatz einer befreundeten Horde; alles übrige sind Pflanzen und Steine, auf die der Gewährsmann beim Umherwandern im Dschungel gestoßen ist.

wieder verlassen werden. Sie sind außerordentlich scheu und immer auf der Flucht vor ihren seßhaften Nachbarn, mongoliden Völkern mittlerer Kultur, die sie ausnützen und brutal verfolgen. Die materielle Kultur ist auf der Stufe der primitivsten Bambuskultur stehengeblieben. Es findet sich in ihrer Kultur keinerlei Ausdruck arteigener Kunst, mit Ausnahme von Tanz und Musik, deren Grundlage die einfache Melodie und nicht der Rhythmus ist.

Die von mir veranlaßten Zeichnungen sind überraschend einheitlich und gleichzeitig primitiv. Es ist kein Unterschied, ob die Versuchsperson nur kritzeln wollte (in diesem Falle schien ein angeborener Spieltrieb zu wirken) oder ob sie umfangreiche Erklärungen zu angeblich festgehaltenen Objekten gab. Man kann die Zeichnungen aller Versuchspersonen, ob Erwachsene oder Kinder, nebeneinanderlegen, sie unterscheiden sich kaum voneinander. Auch das Geschlecht spielt keine Rolle. Keine Versuchsperson kam über das erste Kritzelstadium hinaus, niemand brachte es auch nur zum Kritzelornament. Eigenartig waren die umfangreichen Erklärungen, die oft zu den Zeichnungen gegeben wurden. Fragte ich aber nach einigen Tagen von neuem nach der Bedeutung des Dargestellten, so ergab sich, daß die Versuchspersonen ihre Ausführungen nun ganz anders deuteten und sich augenscheinlich nicht mehr erinnerten, was sie seinerzeit eigentlich darstellen wollten. So erklärte mir die Zeichnerin einer der Vorlagen, sie habe die Wege dargestellt, die sie auf der Suche nach eßbaren Wurzeln und nach ihren verlorengegangenen Kindern verfolgen mußte. Einige Tage später behauptete sie, Wurzelknollen und eßbare Früchte des Urwaldes abgezeichnet zu haben.

b) *Die Semang* bewohnen die Halbinsel Thailand sowie die malaiische Halbinsel. Sie sind primitive Jäger, die Sammeltätigkeit wird in der Hauptsache von den Frauen ausgeübt. Die Kopfzahl der einzelnen Horden ist größer als bei den Yumbri; die Windschirme, welche die einzelnen Wohnsitze bilden, sind geräumiger und fester gebaut und dienen oft mehrere Wochen als Behausung. Soziale und politische Organisation sind den Elementen der Yumbri sehr ähnlich. In ihrer Religion sollen sich nach *Schebesta* neben einem Seelenglauben Anklänge an einen Hochgott finden. — Ihre Waffen sind Blasrohre mit vergifteten Pfeilen. In ihrer Kultur finden sich verschiedene, arteigene, künstlerische Elemente. Der Rhythmus und nicht die Melodie bildet die Grundlage ihrer Musik, die sie mittels einfacher Bambusinstrumente erzeugen. Die Körper werden mit Linienmustern bemalt, Gegenstände gelegentlich mit Ritzornamenten verziert. Schon diese ursprünglichste, primitivste künstlerische Betätigung aber findet ihren Niederschlag in den Zeichnungen der Semang. Obwohl auch sie das Kritzelstadium nicht überschreiten, fällt vor allem das Kritzelornament, ja sogar eine gewisse kompositorische Note auf, die bei etwa 40% der untersuchten Männer, vom zwölften Lebensjahr angefangen, zum Ausdruck kommt, während die Frauen in keinem Falle das erste Kritzelstadium überschreiten. Auch erinnerten sich die Versuchspersonen noch Tage später genau an das, was sie zur Darstellung bringen wollten. Dieser Darstellungsabsicht gesellt sich aber bei den Semang manchmal schon ein Darstellungsvermögen in seinen ersten Anfängen hinzu.

c) *Die Moken oder Selung*, wie ihre birmanischen Nachbarn sie nennen, bewohnen den Merguiarchipel und die der Halbinsel Thailand im Westen vorgelagerte Inselwelt. Meine Untersuchungen wurden auf abgelegenen Merguiinseln durchgeführt. Die Moken gehören in anthropologischer Beziehung ursprünglich zweifellos einer alteuropiden, und zwar wediden Rasse an, die stellenweise infolge einer Vermischung mit




Der 22jährige Mopay vom Stamm der Moken stellt hier dar: 1. Ein großer Fisch, 2. Stachelrochen, 3. Schildkröte, 4. Krokodil, 5. Kaninchen, 6. ein böser Geist weiblichen Geschlechts, 7. Knollenfrucht mit Blättern, 8. Blume, 9. Schnepfe, 10. Reiher, 11. Taube, 12. Hammerhai, 13. Mokenboot mit Mast zum Segeln, 14. malaiisches Ruderboot, 15. kleine Insel, auf welcher Bäume wachsen, 16. Affe, 17. Mondfisch.

Chinesen und Malaien, in früherer Zeit auch mit austronesischen Völkern überlagert wurde. Sie sind Fischer und primitive Sammler, wobei ähnlich wie bei den Semang die Sammeltätigkeit besonders den Frauen, die Erbeutung von Fischen den Männern obliegt.

Die Zeichnungen der Moken unterscheiden sich wesentlich von denen der Yumbri und Semang. Durchschnittlich beginnen die Knaben im sechsten Lebensjahr Kritzelornamente und im achten bereits schematisch zu zeichnen, bleiben aber dann auf diesem Stadium bis ins höchste Mannesalter stehen. Einzelne, besonders Begabte, erreichen im Laufe dieser Entwicklung schon im Alter von zehn bis zwölf Jahren das erscheinungstreue Stadium. Manche dieser aus der Masse hervorstehenden Zeichnungen weisen geradezu einen künstlerischen Schwung auf, den ich in ähnlicher Art bei Völkern höherer Kultur und Rasse in Indochina und Melanesien angetroffen habe. Diese vereinzelte Begabung inmitten von Primitivleistungen ist wohl nicht mit individueller Begabung allein zu erklären, sondern mit der erwähnten Rassenmischung. Es haben andere Völker höherer Kultur auf ihren Wanderungen die Lebensräume der Moken berührt und blutsmäßig Spuren zurückgelassen. — Auffallend ist die geringe Begabung der Mädchen und Frauen. In keinem Falle wurde von diesen das Kritzelstadium überschritten. Die Gegenstände, die sich Knaben und Männer zur Darstellung wählten, sind der unmittelbaren täglichen Umwelt entnommen und entstammen zum größten Teil dem Tier- und Pflanzenreich, wie dies bei einem Sammlervolk zu erwarten ist.

## 2. *Völker mittlerer Kultur*

Sie besiedeln als Halbnomaden die hinterindischen Berge. Als Kulturelement ist der niedere Ackerbau, und zwar Hackbau mit Brandrodung und dem Bergreis als Hauptfrucht, charakteristisch. Keines dieser asiatischen Völker mittlerer Kultur war imstande, eine eigene Schrift zu entwickeln, obwohl, wie bekannt, die Buchstabenschrift mehrmals im Laufe der menschlichen Kulturentwicklung von verschiedenen Völkern erfunden wurde (*Weule, K.:* Vom Kerbstock zum Alphabet, Kosmos, 1915). Die Meau und die Lahu gehören der jüngsten Wanderwelle dieser Völkergruppe Hinterindiens an. Sie entstammen den zentralasiatischen Lebensräumen und sind biologisch fruchtbare und stoßkräftige Bergstämme von expansiver Dynamik, berufen, in der künftigen Kolonisation eine besondere Rolle zu spielen.

a) *Die Meau* sind typische Vertreter der südchinesischen Bergvölker. Ihre Hauptmasse siedelt in Südwestchina und Tonking. Meine Untersuchungen wurden an den südlichsten Zweigen dieses weitverbreiteten Volkes, und zwar in Nordostthailand, vorgenommen. Das Rassenbild ist noch ziemlich ungeklärt. Erst in jüngster Zeit hat Freiherr *v. Eickstedt* begonnen, die komplizierten Verhältnisse zu bearbeiten. Den Hauptstock bilden verschiedene höhere mongolide Rassen, daneben wird gelegentlich von europiden Einschlägen berichtet, die in Verbindung mit Elementen von Steppenkulturen von einer Urheimat zeugen, die weit im Norden oder Nordwesten ihres heutigen Wohngebietes gelegen sein muß. Die geistige Kultur der Meau ist auffallend höher entwickelt als die materielle Kultur, was darauf hinweist, daß das Volk in früherer Zeit einen Kulturschwund mitgemacht hat, was auch an Hand der geschichtlichen Überlieferung belegt wird.

Die Zeichnungen ergeben nun folgendes Bild: Die Knaben beginnen im achten Lebensjahr mit dem Kritzelornament und haben im zehnten Lebensjahr das Kritzelstadium überwunden. Vom fünfzehnten und sechzehnten Lebensjahr an haben alle Versuchspersonen, auch die Mädchen, ausnahmslos erschei-



Der 45jährige Tsin tsay, Häuptling der Meau und nebenbei berühmt als Jäger, Silber- und Waffenschmied und Büchsenmacher, zeichnet: 1. Eine Schildkröte, 2. und 6. langschwänzige Affen, 3. Dschungelmesser, 4. Steinform zum Silberguß, 5. Gibbon, 7. Pferd, 8. Schwein, 9. Hirsch, 10. Elefant, 11. Axt, 12. Reissichel, 13. Bohrer, 14. Armbrust mit zwei Pfeilen, 15. silberner Halsring, 16. Blasbalg, 17. Metallbohrer zum Bohren der Gewehrläufe, 18. Hamme, 19. Schmiedezange, 20. verschiedene Ambosse, 21. Steinschloßgewehr mit Munition für Hirsche, 22. für Elefantenjagd, 23. Kindergewehr, 24. Halsring aus Silber für Kinder mit Amulett gegen böse Geister, 25. Feuerfächer, 26. Äxte.

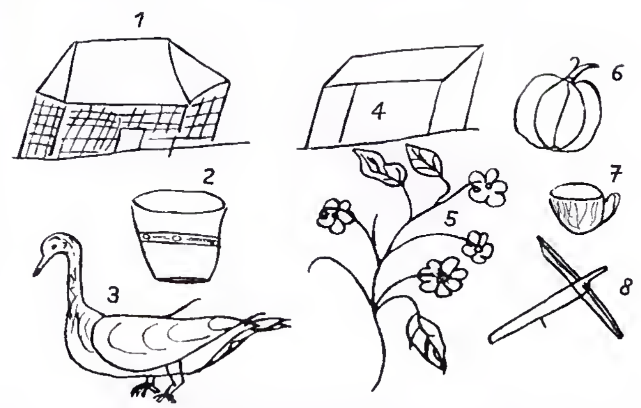
nungstreue Zeichnungen geliefert. Sie wußten genau, was sie darstellen wollten, und auch die Kinder von etwa zehn Jahren gaben noch nach mehreren Tagen dieselben Erklärungen zu ihren Zeichnungen wie beim Zeichenakt selbst. Ethnologisch interessant ist die Feststellung, daß die Zeichnungen der Meaukinder eine starke Ähnlichkeit mit den von mir gesammelten Zeichnungen von Lappenkindern aus Nordschweden aufweisen. Dies ist vielleicht ein Indiz dafür, daß zwischen beiden Völkern gemeinsame Abstammungsbeziehungen vorhanden sind, wie das auch aus anderen Kulturelementen hervorzugehen scheint.

Knaben und Männer der Meau zeichnen nicht ornamental, sondern figural. Tiere, Jagdszenen und allerlei Werkzeuge sind neben vereinzelten menschlichen Darstellungen vorherrschend. Während die Darstellungsart der Männer ziemlich einheitlich ist, weisen die Zeichnungen der Frauen und Mädchen eine überraschende Vielseitigkeit auf. Mit zehn Jahren beginnen sie Ornamente zu zeichnen, etwas älter bringen sie figurale Darstellungen im einfachen, aber sehr charakteristischen Schema, vom dreizehnten Lebensjahr an zeichnen fast alle erscheinungstreu. Neben der Ornamentik beherrschen sie auch das Figurale recht gut.

b) *Die Lahu* siedeln heute noch in den südwestlichen Gebirgen Chinas sowie in den Schanstaaten. Sie haben auf ihren Wanderungen in jüngster Zeit die nordthailändischen Grenzberge erreicht. Dort wurden die vorliegenden Untersuchungen gemacht.

In rassenmäßiger Beziehung dominieren höhere mongolide Rassen bei weitem, wenn auch von europiden Einschlägen bei den Stämmen im Norden berichtet wird. Die soziale Organisation ist vaterrechtlich, die größte politische Einheit das Dorf, dem der Häuptling vorsteht. Die Religion ist ein Ahnen- und Geisterglaube in Verbindung mit Schamanismus. Auch finden sich Anklänge an einen Hochgott. Besonders schön sind die farbigen Muster, die an den Rändern der Kleider angebracht werden und zum Teil gestickt, zumeist aber in Applikationstechnik ausgeführt sind sowie der reiche Silberschmuck, der mit Ritzzeichnungen versehen ist.

Selten erreichen die Männer das erscheinungstreue Stadium, überschreiten aber in der Regel das rein schematische. Ich bringe als Sonderfall die Zeichnungen von «tsa pu», einem fünfunddreißigjährigen Mann, welcher im Unterschied zu den andern Stammesangehörigen der Europäisierung in stärkster Weise unterworfen wurde. Er trat im Alter von zwölf Jahren zum Christentum über und brachte es zum wohlbestellten Reverend der Baptistischen Mission. Er spricht sechs Sprachen, darunter Englisch, dessen Schrift er auch völlig beherrscht. Obwohl in der Missionsschule kein Zeichenunterricht gegeben wird, hat er vielfach Bilder und Zeichnungen gesehen. Trotzdem ist von einer Steigerung der Entwicklungshöhe nichts feststellbar, eher das Gegenteil.



Tsa pu, 35 Jahre alt, Pfarrer der Baptistischen Mission in Kengtung, zeigt auf seiner Zeichnung: 1. Haus, 2. Kübel, 3. Ente, 4. Tisch, 5. Blume, 6. Kürbis, 7. Teeschale, 8. Armbrust.

c) *Die Biet*, Verwandte der Phnong, gehören wie diese zur Sammelgruppe der sogenannten Moivölker. Sie unterscheiden sich in allen wesentlichen Rassen- und Kulturelementen grundlegend von den unter a und b beschriebenen Volksstämmen. Sie siedeln im Mittelgebirge von Südkambodscha bis zu den Grenzen von Cochinchina und Anam. Rassenmäßig ist das Bild ebensowenig einheitlich wie in kultureller Hinsicht.

Die Biet gelten als unruhige Elemente und machen den Kolonisatoren viel zu schaffen. Ihre Unterwerfung begann erst vor wenigen Jahren und war zur Zeit meines Besuches noch keineswegs abgeschlossen. Ebenso wie die von mir untersuchten Teile der Meau und Lahu sind sie von jeder Europäisierung verschont geblieben. Sie machen in den Grundzügen ihrer Kultur einen primitiveren Eindruck als die oben genannten Stämme. Sie sind typische Bewohner eines «Rückzugsgebietes». Nichtsdestoweniger lassen sich kulturell vielfach fremde Einflüsse, vor allem von dem Hochkulturvolk der Tscham, erkennen, deren abgedrängte Reste sich verschiedentlich mit den Biet vermischt haben dürften.

Die Zeichnungen der Biet zeigen eine eindrucksvolle Vielfalt der Gestaltungskraft. Ein starker individueller Begabungs-

faktor ist ebenso auffallend wie die Entwicklungshöhe der Frauen, die weit hinter der männlichen zurücktritt. Die Knaben erreichen mit dem achten Lebensjahr die schematische Darstellungsphase, mit etwa dem vierzehnten das erscheinungstreue Stadium. Eigenartigerweise geht die zeichnerische Entwicklung der Knaben bis etwa zum sechzehnten Lebensjahr steil aufwärts, bleibt dann aber einige Jahre stehen. Nach dem zwanzigsten Lebensjahr, manchmal auch etwas später, fällt die Entwicklungshöhe erst langsam, später rasch ab. Um das vierzigste Lebensjahr herum zeichnen nahezu alle Männer wiederum nur Kritzelornamente, manchmal nicht einmal diese. Von den Zeichnungen der Frauen liegt leider kein so geschlossenes Material vor wie von denen der Männer. Immerhin läßt sich feststellen, daß auch bei diesem Stamme die weibliche Entwicklungsphase weit hinter der männlichen zurückbleibt.

Einzelne Biet beginnen ihre Knaben in die französischen Schulen zu schicken, die den militärischen Stützpunkten angegliedert sind. An den Versuchspersonen, die ein bis zwei Jahre schulmäßige Ausbildung hinter sich hatten, war eine erhöhte geistige Beweglichkeit festzustellen, die sich wohl in der Wahl der Darstellungsobjekte zeigte, nicht aber auf die Entwicklungshöhe Einfluß nahm, und zwar weder nach der positiven noch nach der negativen Seite hin.

*3. Hochkulturvölker*

Alle hinterindischen Hochkulturvölker haben eine bemerkenswerte Resistenz gegen Tropenkrankheiten, vor allem Malaria, aufzuweisen und besiedeln daher die tropischen Täler. Sie sind nicht nur völlig seßhaft, sondern haben neben einer hochstehenden Bauernkultur auch Stadtkulturen entwickelt. Während letztere vielfach chinesisch beeinflußt sind, ist die ländliche Siedlung als völlig arteigen zu bezeichnen. Eine Europäisierung in stärkerem Ausmaße kann nur bei den Thailändern festgestellt werden.

Immer handelt es sich um Völker von außerordentlicher künstlerischer Begabung auf den verschiedensten Gebieten. Kunst und Kunsthandwerk haben Weltruf erlangt. Einzelne architektonische Meisterleistungen gelten geradezu als Weltwunder und sind zu Wallfahrtsorten für Touristen geworden. Unter diesen Völkern gibt es begnadete Künstler, welche auf ihren Gebieten Spitzenleistungen hervorbringen. Diese blieben bei meinen Untersuchungen außer Betracht, da die Vergleichsbasis gegenüber den anderen Völkern anderenfalls zerstört worden wäre. Ich war im Gegenteil bestrebt, Versuchspersonen heranzuziehen, die berufsmäßig nichts mit Kunst oder Kunsthandwerk zu tun hatten. Also beispielsweise keine buddhistischen Mönche, Maler, Schnitzer, Bildhauer, Gold- oder Silberschmiede, die bei diesen Völkern die Träger der darstellenden Kunst bilden.

a) *Die Lao* sind Vertreter der echten Thaivölker (im Gegensatz zu den assimilierten, wie zum Beispiel die Schan-Taloy). Sie bewohnen Nordostthailand und Nordwestindochina. Die Untersuchungen der von fremden Ausstrahlungsfaktoren unbeeinflußten Volksteile wurden in einem abgelegenen Walddorf in Nordostthailand, südöstlich von Nan, ausgeführt. Die Wirkung des durch die Mission bedingten Ausstrahlungsfaktors wurde auf einer Missionsstation in Nordthailand untersucht.

In künstlerischer Beziehung sind die Lao sehr begabt. Malerei, Graphik, Holz- und Steinplastik stehen auf einer hohen Stufe, ebenso Theater und Tanz. Das Kunstgewerbe, besonders die Treibarbeiten in Edelmetallen, sind berühmt. Die musikalische Tradition ist uralt und basiert sowohl auf Instrumentalmusik wie Gesang. Auch die Dichtung wird sorgfältig gepflegt.

Entsprechend der kulturellen Höhe dieses Volkes ergeben die Zeichnungen der Versuchspersonen eine interessante Vielfältigkeit, jedoch keinen so gewaltigen Unterschied in der Entwicklungshöhe zu den Völkern mittlerer Kultur, wie man es angesichts ihrer hohen künstlerischen Leistungen erwarten könnte. Dies erklärt sich zweifelsohne aus der starken Individualisierung, das heißt, daß diese hohen künstlerischen Leistungen eben nur von besonders geübten und begabten Volks-




Ein 14jähriger Biet, der seit zwei Jahren die französische Schule in Camp Rolland besucht, zeichnet: 1. Messer, 2. Mond, 3. Pferdekopf, 4. Mensch, 5. Rauch eines Feuers, 6. Pferd, 7. Kaninchen, 8. Unkrautharke, 9. Krug, 10. Hirsch, 11. Auto, 12. Baum mit an ihm befestigten Bienenstöcken der Biet, 13. Flugzeug, 14. Katze, 15. Schlange.




Panya, ein über den Durchschnitt begabter 27jähriger Lao, stellt hier dar: 1. Taube, 2. Drache, 3. Greif, 4. Blume, 5. Tiger; im übrigen Blumenornamente.

teilen ausgeführt werden. Die Knaben beginnen mit etwa zehn Jahren schematisch zu zeichnen und erreichen nahezu ausnahmslos im zwölften Lebensjahr das erscheinungstreue Stadium. Es folgt eine weitere allmähliche Steigerung der Entwicklung bis gegen das dreißigste Lebensjahr, von da an ist ein langsames, aber stetes Absinken bis zum vierzigsten Lebensjahr zu beobachten. Dann geht die Rückbildung der zeichnerischen Begabung in raschem Tempo vor sich. Nichtsdestoweniger bleibt in einzelnen Fällen die volle Entwicklungshöhe erhalten. Wie bei einem Hochkulturvolk nicht anders zu erwarten ist, ist der individuelle Begabungsfaktor stark ausgeprägt. Auch ein geschlechtsbedingter Begabungsfaktor ist festzustellen, da die Zeichnungen der Frauen im allgemeinen eine geringere Entwicklungshöhe aufweisen.

b) *Die Südthailänder* unterscheiden sich in allen wesentlichen Kulturelementen, insbesondere auch in künstlerischer Beziehung, nur wenig von den Lao. Sie bewohnen die Halbinsel Thailand bis etwa zur Grenze der Malaiischen Staaten.

Die Thailänder haben ihre politische Selbständigkeit bewahrt. Speziell in Südthailand hat dieser Umstand wesentlich zur Förderung des Europäisierungsprozesses beigetragen. Auch die Entwicklung des Zweiten Weltkrieges dürfte hierin keine wesentliche Änderung ergeben haben, da die Japaner den Prozeß der Europäisierung förderten. Eine Schwierigkeit bestand unter diesen Umständen darin, Versuchspersonen aufzufinden, die außerhalb des Entwicklungsprozesses stehen, um sie den europäisch beeinflußten Volksteilen gegenüberstellen zu können. Das kleine Walddorf Kapa, südlich des Isthmus von Kra auf der Halbinsel Thailand gelegen, bot geeignetes Untersuchungsmaterial. Die Untersuchungen ergaben, daß die Thailänder die künstlerisch weitaus begabtesten der untersuchten hinterindischen Völker sind. Der individuelle Begabungsfaktor ist besonders stark ausgeprägt. Es gibt vierzigjährige Männer, die nur schematisch, dagegen andere des gleichen Alters, die vollendet erscheinungstreu zeichnen.

Welche Schlußfolgerungen können wir nun aus den geschilderten Tatbeständen ziehen? Allen Überlegungen möchte ich vorausschicken, daß ein Vergleich der Zeichnungen der Fremdvölker mit Zeichnungen europäischer Kinder zweckmäßig erscheint. Wir müssen uns allerdings bewußt sein, daß ein derartiger Vergleich nur mit einer gewissen Vorsicht unternommen werden kann, da eine Reihe von Faktoren die gemeinsame Vergleichsbasis beeinträchtigen. So bleiben eine Anzahl von Retardationen, welche die europiden Rassen im Laufe ihrer Entwicklung erleben, bei den niederen Rassen — also in erster Linie bei den Altvölkern — aus. Dies kommt vor allem auch in der größeren Körperbeherrschung dieser Völker in frühen Alterstadien zum Ausdruck. Ergeben sich somit schon bei gleichaltrigen Individuen niederer und europider Rassen Unterschiede, um wie viel mehr müssen sich solche beim Vergleich eines erwachsenen Eingeborenen mit einem europäischen Kinde auswirken.

Zweifellos wären die Untersuchungen von «echten Primitiven» am wertvollsten, da wir nur bei diesen erwarten dürften, Formen der frühen Menschheitsentwicklung vor uns zu haben. Nun ist es dem Ethnologen nur allzu gut bekannt, daß es «Primitive» in diesem Sinne nicht mehr gibt, da heute selbst die urtümlichsten Völker als Endglied einer vieltausendjährigen Entwicklung betrachtet werden müssen, die sich bloß nach anderer Richtung fortsetzte als bei den Hochkulturvölkern. Nichtsdestoweniger sind diese Altvölker den «echten Primitiven» am ähnlichsten, da sich unter ihnen Rassen und Kulturen finden, die seit Jahrtausenden nur mehr relativ geringe Veränderungen mitgemacht haben. Sie sind daher für unsere Untersuchungen am geeignetsten. Ihr Wert wird dadurch erhöht, daß solche Altvölker bei allen drei Rassenkreisen der Erde zu finden sind: den europiden, mongoliden und negriden.

Die ersten erkennbaren Darstellungsobjekte des europäischen Kindes sind der Mensch sowie einige Tiere. Später treten Hausdarstellungen auf, und erst sehr spät Gebrauchsgegenstände, Blumen und Bäume (*Bühler*, Seite 250). Es gibt allerdings in dieser Reihe auch Ausnahmen, wie *Shinn* und *Major* nachgewiesen haben. Nichtsdestoweniger kann diese Reihenfolge als Regel betrachtet werden. Völlig verschieden ist die Sachlage nun bei den Fremdvölkern. Die primitivsten unter den Altvölkern, im vorliegenden Falle die Yumbri und Semang, stellen überhaupt keine Menschen dar. Diese treten zum erstenmal bei den Moken, aber auch bei diesen nur vereinzelt auf. Erst bei den Völkern mittlerer Kultur ist der Mensch als Darstellungsobjekt öfter zu finden, doch selbst bei den Hochkulturvölkern sind sie aber noch lange nicht so häufig wie bei dem europäischen Kind.

Die Vielfältigkeit der Darstellungsobjekte steigert sich mit der Kulturhöhe des Volkes. Dies gilt vor allem für die Völker mittlerer Kultur, die eine so bedeutend reichere Auswahl an Darstellungsobjekten aufweisen als die Altvölker. Es ist kein Zweifel, daß hier, abgesehen von der allgemeinen Darstellungsfreude überhaupt, die Anregungsmöglichkeit aus der

Umwelt eine bedeutende Rolle spielt. Stellen wir uns die weiten, eintönigen Bambusdschungel vor, in denen Yumbri und Semang ihr Leben fristen. Denken wir an die Armut ihrer materiellen Kultur, an den vollkommenen Mangel von wechselnden Eindrücken, die geringe Anzahl von Schmuckgegenständen und Formen. Diese Monotonie der Umwelt regt selbstverständlich eine an und für sich schwache Darstellungsfreude nicht an. Wilde Tiere, Urweltpfade, Blasrohre, Windschirme, Pflanzen bilden bei Yumbri und Semang die dargestellten Gegenstände. Die Moken stellen darüber hinaus bereits die verschiedensten Schmuckgegenstände ihres täglichen Lebens dar.

Bei den Völkern mittlerer Kultur steigert sich diese Vielfalt. Gleichzeitig mit dem Auftreten des Menschschemas sehen wir Waffen, Körbe, Kleidung, Schmuck, allerlei Geräte, Pflanzen und vor allem Tiere in reichster Auswahl abgebildet. Auch Ornamente treten hinzu, die bei den Altvölkern ursprünglich fehlen.

Bei Völkern mit Hochkultureinflüssen, wie zum Beispiel bei den Biet, steigt die Entwicklungshöhe, die Art der Darstellungsobjekte bleibt jedoch unverändert. Auch bei den Hochkulturvölkern fremder Rassen gilt die gleiche Regel. Es fällt weiter die Seltenheit der Darstellung von Häusern auf.

Ferner ist auch die Tatsache festzuhalten, daß bei allen Fremdvölkern im Vergleich zu unseren Kindern verschwindend wenige Haustiere abgebildet werden, obwohl diese reichlich vorhanden sind und im Leben der Eingeborenen eine bedeutende Rolle spielen. Es scheint unerklärlich, warum freilebende Tiere, die ja viel seltener angetroffen werden als die domestizierten Hausgenossen, so viel öfter dargestellt werden als jene.

Anders als beim europäischen Kind fehlt bei den Zeichnungen der Eingeborenen aller Kulturen das Stadium, in dem immer wieder derselbe Gegenstand dargestellt wird. Das europäische Kind hat in einem bestimmten Alter noch nicht erfaßt, daß verschiedene Dinge dargestellt werden können, und zeichnet daher immer nur den einen. Die wachsende Fertigkeit darin läßt es weiterhin an dieser Spezialisierung festhalten. Im Gegensatz hiezu zeichnen die Kinder aller Fremdvölker, die von mir untersucht wurden, unmittelbar nach dem Kritzelstadium die verschiedensten Objekte.

Besonders zu beachten ist auch die den primitivsten Altvölkern eigene Vorliebe, Bewegungen und Erlebnisse darzustellen. Einerseits machen diese Darstellungsobjekte im Verein mit der Art der Darstellung den Eindruck, daß die Zeichnenden nur die Bewegung zu Papier brachten, die sie bei



Thai aus Kapa, ein 37jähriger Unterbeamter der Gemeinde ohne Schulbesuch, fertigte in einer Stunde ohne Vorbereitung diese Darstellung von Hanuman ,dem Führer des Affenheeres aus der Ramakien der thailändischen Version des Ramayana.

Ausübung der dargestellten Tätigkeit ausführten. Anderseits muß man sich fragen, ob bei den gegebenen Erklärungen, wie zum Beispiel «eine befreundete Horde finden», «einen verlorenen Enkel suchen», oder «Begegnen von Bären und wilden Schweinen», die Versuchsperson nur im entferntesten eine Darstellungsabsicht gehabt hat, ja ob sie sich der Darstellungsmöglichkeit überhaupt bewußt ist.

In diesem Zusammenhang ist anderseits die Tatsache interessant, daß selbst die Yumbri schon vom sechsten Lebensjahr an ein ausgeprägtes Erkennungsvermögen besitzen. Sie können ihnen vorgelegte Zeichnungen und Photos — also sowohl Umriß wie Flächenformen — falls diese Abbildungen nur einigermaßen ihrem Lebensbereich und somit ihrem Vorstellungsvermögen entsprechen, ohne Schwierigkeiten erkennen und unterscheiden. Es scheint also die eigene darstellende Funktion wenig oder nichts mit dem Erkennungsvermögen zu tun zu haben. Dies wird auch durch den Umstand erhärtet, daß selbst Erwachsene höherer Rasse und Kultur, besonders Frauen, kaum über das Kritzelstadium hinauskommen, obwohl ihr bildmäßiges Erkennungsvermögen ja nicht angezweifelt werden kann.

Was die Art der Darstellung anlangt, so gilt bei den Fremdvölkern niederer und mittlerer Kultur sowohl für Erwachsene wie für Kinder die Feststellung, daß meinen Beobachtungen zufolge ohne Ausnahme analytisch gezeichnet wird. Das heißt, man zeichnet immer erst die Umrisse, dann werden die Details eingesetzt. Ähnliches gilt bekannterweise für das europäische Kind, wenn hier auch bereits mehrfach Ausnahmen festgelegt wurden und besonders begabte Kinder auch synthetisch zeichnen. Ein synthetisches Zeichnen kommt bei den Völkern farbiger Rasse nur bei den Hochkulturvölkern vor und bildet auch dort immer nur eine Ausnahme.

Eines der am häufigsten dargestellten Objekte ist das Tier. Wie die europäischen Kinder stellen auch die Eingeborenen jeder Kultur die Tiere mit Vorliebe in der Seitenansicht dar. Dies ist bemerkenswert, da bei den Eingeborenen ja eine Beeinflussung durch Vorlagen und Spielzeug, wovon man annimmt, daß sie bei dem europäischen Kind eine große Rolle spielen, in Wegfall kommt.

Der Mensch wird bei allen hinterindischen Fremdvölkern niederer und mittlerer Kultur fast ausnahmslos en face dargestellt. Profildarstellungen kommen bei den Melanesiern, und zwar nicht nur bei den so besonders begabten Bewohnern von Owa Raha, sondern auch auf Choiseul vor. Im übrigen aber bei allen Hochkulturvölkern farbiger Rasse. Das Menschenschema unterscheidet sich aber zumeist von dem der europäischen Kinder. Merkwürdige Zwischenprodukte, wie sie bei den europäischen Kindern vom achten Lebensjahr an so häufig sind (*Bühler*, Seite 252), konnte ich nur bei den Bewohnern von Owa Raha feststellen. Die Ursachen, weshalb europäische Kinder den Menschen so mangelhaft darstellen, hat mehrfach zur Untersuchung herausgefordert. So erklärt *Sully* (Seite 332) diesen Tatbestand damit, daß das Kind mehr Symboliker als Naturalist sei und nur eine knappe Andeutung wünsche. Die primitive Strichtechnik sei den Darstellungsbedürfnissen des Kindes angepaßt. *Verworn* schreibt, daß nicht das dargestellt wird, was man sieht, sondern was man denkt («Ideoplastische Kunst», Seite 40). Befriedigend sind diese Erklärungen nicht. Jedenfalls sind die Zeichnungen der Fremdvölker durchweg ideoplastisch zu nennen. Modellzeichnen, also Zeichnen nach der Natur, ist den Altvölkern und allen Fremdvölkern mittlerer Kultur völlig unbekannt. Auch bei den Hochkulturvölkern farbiger Rasse konnte ich ein Zeichnen nach der Natur nur im Strahlungsbereich des Europäisierungsfaktors feststellen. Immer zeichnen die Eingeborenen das, was sie wissen. Dies beweisen unter anderem die mit minuziöser Genauigkeit wiedergegebenen Tatauierungen afrikanischer Negerporträte, selbst wenn diese Tatauierungen an dem porträtierten Individuum nicht so vollkommen ausgeführt sind, oder die unabhängig von der Perspektive festgehaltene Paarigkeit der Gliedmaßen bei allen menschlichen und tierischen Darstellungen der hinterindischen Fremdvölker niederer und mittlerer Kultur. Hingegen fehlt bei den Eingeborenenzeichnungen die Raumvergrößerung einzelner Teile des Körpers oder des Gesichtes. In den Fällen, wo Menschen dargestellt werden, ist die Proportion zwischen Kopf und Gliedmaßen fast meist entsprechend, der Kopf manchmal sogar verkleinert. Man kann allgemein sagen, daß bei Zeichnungen der Eingeborenen eine Zerstückelung dargestellter Objekte kaum vorkommt. Es liegen eben keine Übersetzungsfehler aus dem Wissen in die Raumordnung der graphischen Darstellung vor (*Bühler*, Seite 272). Schon im frühen Lebensalter ist somit eine einwandfreie Kombinationsleistung vorhanden.

An den Zeichnungen der Eingeborenen fällt ferner der Mangel an Komposition auf. Bei den Altvölkern und den Völkern mittlerer Kultur fehlt sie überhaupt. Das Fehlen jeder Komposition ist schon zumeist daran zu erkennen, daß viele Figuren auf dem Kopf oder auf der Seite stehen. Meist ist überhaupt nicht festzustellen, wo sich die Zeichner eigentlich das Oben und Unten des Zeichenblattes gedacht haben. Sie konzentrierten ihre Aufmerksamkeit lediglich auf die Teilfigur, an welcher sie jeweils arbeiteten.

Zu beachten ist auch die Frage der Perspektive, die bekannterweise eines der schwierigsten Probleme für das europäische Kind darstellt. Aus den Zeichnungen der Eingeborenen sehen wir, daß die Perspektive allen Altvölkern und Völkern mittlerer Kultur völlig unbekannt ist. Lediglich die begabtesten Hochkulturvölker farbiger Rassen sind manchmal, keineswegs immer, imstande, von sich aus die Schwierigkeiten der Perspektive zu überbrücken. Sie bringen es dann allerdings zu künstlerischen Hochleistungen, wie wir sie bei den bildlichen Darstellungen ostasiatischer Hochkulturvölker bewundern.

*

Zusammenfassend können wir als Ergebnis unserer Untersuchungen feststellen: Die Entwicklungshöhe des Zeichentalentes und der künstlerischen Begabung eines Volkes geht im allgemeinen mit dessen Kulturhöhe parallel. Im einzelnen ist sie von einer Anzahl von Faktoren abhängig. In der Reihenfolge ihrer Bedeutung aufgezählt, sind diese die Bindung an die Rasse, an das Geschlecht und an das Individuum als solches, ferner der Einfluß der Erziehung sowie der Umwelt. Die weitaus größte Rolle spielt die Bindung an die Rasse. Wenn die zeichnerische Begabung der Rasse gering ist (Yumbri und Semang), sind alle anderen Faktoren nicht stark genug, die Entwicklungshöhe bis zum erscheinungstreuen Stadium der Formgebung zu steigern.

Für den Ethnologen sind diese Feststellungen wesentlich, da sich die Möglichkeit ergibt, die zeichnerische Begabung eines Volkes als ein Kriterium zu betrachten, aus welchem auf kulturelle und rassische Verwandschaft geschlossen werden kann. Bei der Bestimmung, ob bei einem Volk primäre oder sekundäre Primitivität vorliegt, kann die Untersuchung über den Verlauf der Entwicklung des Zeichentalentes bei Kindern und Erwachsenen beiderlei Geschlechts ebenfalls von ausschlaggebender Bedeutung sein.

*Einen ausführlicheren Bericht über diese Untersuchungen veröffentlichte Prof. Bernatzik im Band VIII des «Archivs für Volkskunde», 1953.*



Kleidung im Wandel der Zeiten — eine der kulturhistorischen Veranstaltungen im Palazzo Grassi.

Die genauen Vorbilder für die Kostümschau sind an den Wänden des mit Fresken reich geschmückten Palastes zu sehen.

weigerte allerdings die Teilnahme) der Weltmode über die Marmortreppen des venezianischen Palastes und werden unter dem Gesichtswinkel betrachtet, welche Silhouette wohl in hundert Jahren als «Costume» unserer Zeit angesehen werden wird.

Die Geschichte der Seide war das Thema der zweiten, nicht minder gut aufgestellten und durchdachten Schau. Das faszinierende Material der reinen Seide, seine künstlerischen, sozialen und technischen Eigenschaften wurden beleuchtet. In sinnvoller Ergänzung dazu die Aufführung von «Chrysander», einer indischen Sage, die sich um den goldenen Faden spinnt, stilecht von einem indischen Ensemble dargeboten. Tanz und Gesten, Gewand und Stoff — alles «costume», alles Ausdruck der Lebensform zu einer gewissen Zeit in einem gewissen Land.

Um nun über jenes spontane Erleben hinaus (über 100000 Besucher sahen die Ausstellung «Trachten im Wandel der Zeiten»), wissenschaftlich forschend immer umfassenderes Material dieses weiten Studiengebietes zu vereinigen, sind nationale Komitees gebildet worden.

Neben den künstlerischen Stilproblemen werden auch die Fragen technisch-organisatorischer Art nicht vernachlässigt. So war die Tagung «Unità del Tessile» — Einheit und Einigkeit in der Textilproduktion — ein Versuch, die Privatinteressen der Textilerzeugung zu einem einheitlichen Ziel zu führen, das mit dem Wort «Qualität» umrissen werden kann. Hierbei aber auch den Menschen, der an der Maschine steht, nicht zu vergessen, war die Aufgabe einer weiteren Tagung über «Arbeitshygiene».

Es ist zu hoffen, daß die nunmehr drei Jahre währende Tätigkeit des Instituts sich auf dem bisherigen Niveau halten kann. Marinotti ist der Ansicht, daß die Rückkehr gewisser moderner Künstler zur sogenannten angewandten Kunst (Keramik, Glasmalerei, Mosaik) ein Symptom dafür sei, daß der schöpferischen Leistung heute eine fruchtbar wirkende Disziplin auferlegt wird. *Blida Heynold-v. Graefe*



*Oben:* Im Dorf Palimbai zeichnete ein Vierjähriger wiederum das, was ihn am meisten beeindruckte. Für ihn waren es die vielen Vögel, Fische und Krokodile des Flusses. Er begann links oben und setzte dem abgewinkelten Band kleiner Figuren zum Schluß in der linken Ecke die beiden großen gegenüber, von denen die rechte einen Vogel darstellt. Andere fingen in der rechten oberen Ecke an oder unten, hielten Stift oder Pinsel mit der Faust, wie Graveure, jeder auf seine Weise. Viele gingen mit der dritten Dimension so um wie dieser Knabe: die Vögel sind von vorn gesehen, laufend, und die Kopfseiten sind in die Bildebene gekippt.

*Rechts:* Wie die Aufnahmen links stammt auch diese aus dem Iatmül-Dorf Kangànuman. Ein sechsjähriges Mädchen widmet eine seiner ersten Malereien dem Weißen, der ihr die Farben und das Papier gab, und malt das, was sie von den Weißen kennt: Flugzeuge, wie sie in der Luft über dem Dorf immer wieder herumfliegen. Der kleine Zuschauer rechts sah ihr mit großer Spannung jeden Handgriff ab, und die Motive seiner eigenen Malerei zeigten später, daß ihn wirklich nur interessiert hatte, *wie* man das macht.






## *Ziele und Aufgaben des Internationalen Istituto Grassi in Venedig*

«Unsere Ahnen haben die notwendige gegenseitige Befruchtung von Industrie und Kunst seit dem Trecento gekannt», schreibt Marinotti, der Gründer des Institutes, Präsident des Textilkonzerns Snia Viscosa. In der Renaissance wurden herrliche Stoffe, Samte, Brokate in Heimindustrie nach Entwürfen von Künstlern hergestellt. Diese «Industrieprodukte» erscheinen auf den Gemälden der Zeit als ein unentbehrlicher Bestandteil der Komposition. Wer könnte sich Ghirlandaios «Geburt der Maria», Fabrianos «Anbetung» ohne den stofflichen Reiz der Gewänder vorstellen? Es sind keine Bekleidungsstücke mehr, sondern Kostüme und als solche Ausdruck der Lebensformen einer ganz bestimmten Zeit, Ausdruck eines Stiles, geprägt durch die Lebensart. Aber auch damals waren Stoffballen Handelsware, also eine ganz kommerzielle, mathematische Angelegenheit, genau wie die Erzeugnisse unserer fortentwickelten, technisierten Textilindustrie. Jene Stoffballen, um die Gold und Blut geflossen sind, wurden ein Stück Zeitgeschichte. Und in hundert Jahren sind unsere Spitzenprodukte ebenfalls keine Handelsware mehr, sondern Zeitgeschichte.

Daß nun die heutigen Produzenten sich mit solchen Gedanken beschäftigen, erscheint uns der Beachtung wert. In welcher Form aber kann man sich praktisch-fördernd mit diesen abstrakten Bekenntnissen und Erkenntnissen beschäftigen?

Zunächst einmal der Rahmen, prächtiger, kunstbetonter, traditionsgebundener könnte er kaum sein: ein Palazzo am Canal Grande. Dieser Palazzo Grassi wurde 1730 erbaut. Er umschließt einen prächtigen, säulenumstandenen Hof (heute mit Murano-Glas überdacht). Eine Doppeltreppe, geschmückt mit Fresken Alessandro Longhis, führt in das obere Geschoß.

Seit 1951 wurde hier ausgestellt, getagt, gesammelt und Theater gespielt.

Unter den Ausstellungen sind vor allem die beiden programmatischen: «Tracht im Wandel der Zeiten» und «Die Geschichte des Goldenen Fadens» hervorzuheben. Wenn auch das Wesen der Ausstellungsobjekte «unmodern», das heißt vergangenheitsgebunden, historisch, museal war, so schienen sie hier lebendig und gegenwärtig. Auf stilisierten Puppen waren die Roben in ein locker zusammengefügtes Ganzes gestellt, ergänzt durch Stilelemente der Zeit.

Im Istituto Grassi interessiert man sich aber namentlich auch für die *heutige* Mode. So defilieren in gewissen Abständen die internationalen Spitzenkreationen (Frankreich ver-





*Oben links:* Ein Biet-Mädchen; die Zeichnungen der Biet, die in Südkambodscha bis zu den Grenzen von Cochinchina siedeln, offenbaren eine erstaunliche Vielfalt der Gestaltungskraft (siehe Seite 177).

*Oben rechts:* Ein Lao (siehe Seite 178) trägt mit dem Holzgriffel auf ein Papyrusblatt die Namen der Spender und Verstorbenen ein, denen im Dorftempel Opfer dargebracht werden.



Das Meau-Mädchen, das den kleinen Bruder hüten muß, zeichnet für Prof. Bernatzik Tiere und Menschen; man beachte die Haltung des Bleistiftes. (Photos Bernatzik)



KINDER VOM SEPIK ZEICHNEN *Aufnahmen von Dadi*

Im vergangenen Jahr weilte der junge Maler Dadi, der Sohn des kürzlich verstorbenen Forschungsreisenden Dr. Paul Wirz, in Neu-Guinea, um besonders am Mittellauf des Sepik-Flusses, bei den Kindern des Iatmül-Stammes die Fähigkeit der künstlerischen Gestaltung zu untersuchen. Die 2000 farbigen und Schwarz-Weiß-Blätter und die große Zahl der Photographien, die er mitbrachte, sollen hier wenigstens durch vier Beispiele vertreten sein. Eine größere Auswahl war im letzten Herbst in einer Ausstellung der Galerie Werthmüller in Basel zu sehen. *Günther Mehren*

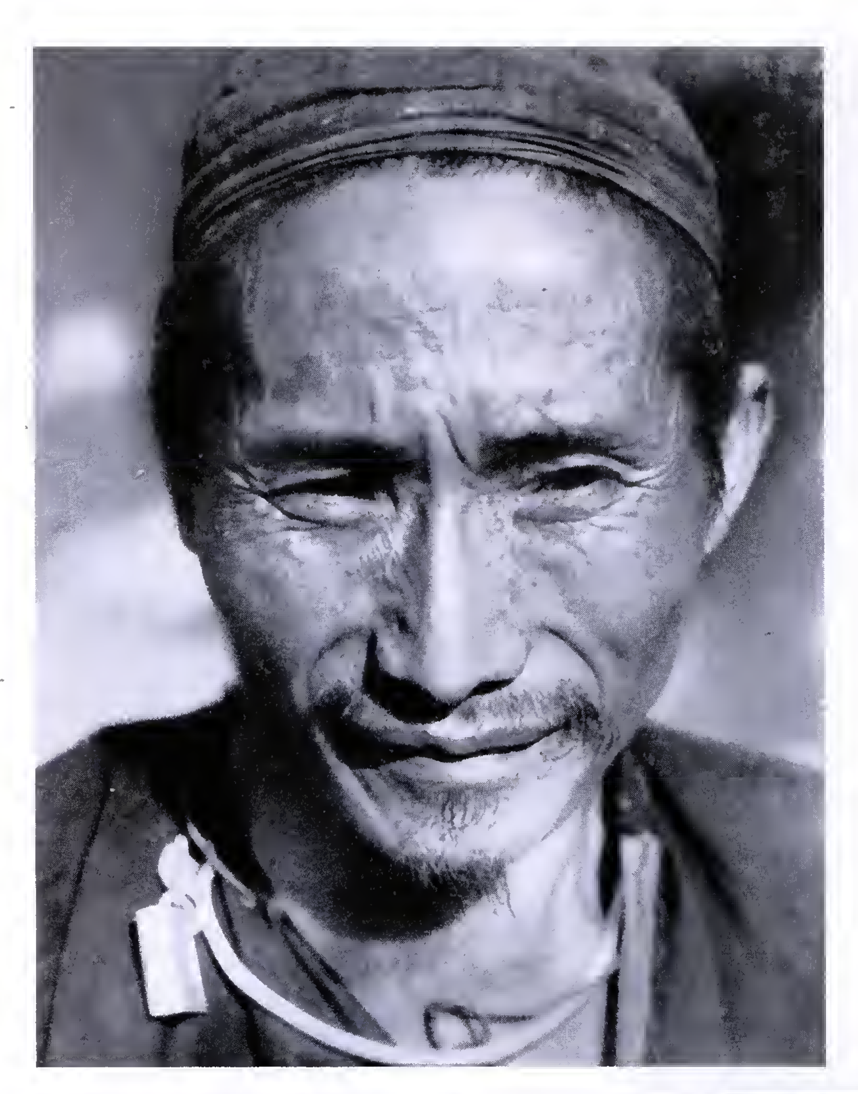
*Oben:* Wie dieser Zweieinhalbjährige wurden fast alle Kinder bei ihrer Arbeit von den Spielgefährten mit Respekt und aus der Distanz betrachtet. Zwanzig Blätter entstanden in diesem Fall, kritzelähnlich am Anfang, dann klarere Formen, menschliche Gestalten und Vogeleier, die für ihn wichtigen Objekte seiner Welt.
*Rechts:* Ein Sechsjähriger zeichnete diese Gesichter, die der Kenner eher für einige der Zeremonialmasken des Sepikgebiets halten würde. Aber er sagte, dies seien Gesichter. Offenbar erlebte er Masken und Gesichter als identische Formen. Ein von niemandem suggeriertes Kompositionsgefühl ließ ihn das Blatt ganz mit Figuren bedecken. Aber weil er inzwischen etwas Neues, auf ein neues Blatt zeichnen wollte, tat er es (rechts unten) sehr eilig.





Die Yumbri oder Phi Tong Luang, im Grenzgebiet von Nordthailand und Indochina, stehen auf der primitivsten Kulturstufe der Bambuskultur. Sie haben keinen festen Wohnsitz, sondern bauen im Dschungel einfache Windschirme, die sie nach 3—4 Tagen verlassen, um weiterzuziehen. Beim Zeichnen kommen sie nicht über das Kritzelstadium hinaus.

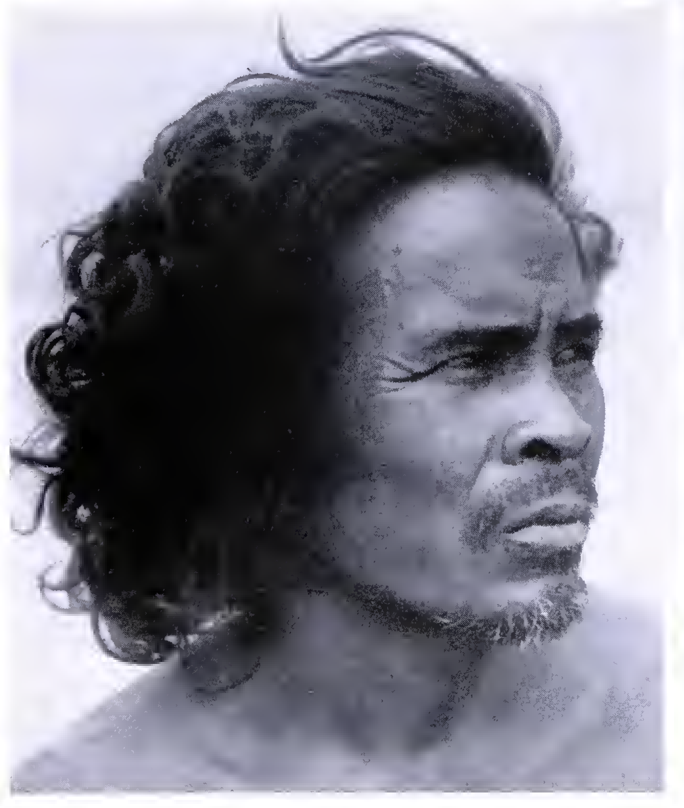
Protomongolide Yumbrifrau aus Nordsiam. Die in kleinen Horden lebenden Yumbri sind als Nomaden und Sammler überaus scheu und werden von ihren seßhaften Nachbarn brutal verfolgt und ausgenützt. Die Zeichnungen der Kinder unterscheiden sich nicht von denen der Erwachsenen, die auch äußerlich, wie diese Frau, infantile Züge aufweisen.



Der Häuptling Tsin Tay aus dem südchinesischen Bergvolk der Meau, die als Halbnomaden und Hackbauern auf einer mittleren Kulturstufe stehen, versteht es, Waffen und Geräte zu schmieden, und ist ein geschickter Jäger — seine Vielseitigkeit kommt in der auf Seite 176 abgebildeten Zeichnung zum Ausdruck.

*Unten links:* Ein Moken (siehe Zeichnung auf Seite 175) aus dem Mergui-Archipel; bei den primitiven Moken sind überragende zeichnerische Begabungen nicht selten anzutreffen.

*Unten rechts:* Bei den Semang auf der Halbinsel Thailand und Malakka, die in ihrer Kultur den Yumbri ähnlich sind, zeigt sich eine höhere Stufe des Kritzelstadiums mit ornamentalen Mustern (siehe Zeichnung auf Seite 174).





*Tehuro Yoshida:* DAS JAPANISCHE WOHNHAUS. Verlag Ernst Wasmuth Tübingen.

Die Neuauflage dieses Standardwerkes, beim Kenner schon längst gekannt und geliebt, ist nur zu begrüßen. Die Neubearbeitung sowie zahlreiche hinzugekommene Illustrationen haben dieses Werk fast zu einem neuen Buch gemacht. Der Autor, ein japanischer Architekt, der mit europäischen gedanklichen Voraussetzungen wohl vertraut ist, beginnt seine Einleitung mit folgenden poetischen Worten:

«Seit langem schon träume ich einen Traum: ich sei ein Tautropfen auf dem Blättchen eines namenlosen Krautes tief im Tale eines fernen Gebirges. Der Tautropfen rollt hinab in ein Bächlein, vermischt sich mit dessen Wassern, die sich in einen Fluß ergießen, der ins Meer mündet und dessen Wellen wiederum die Küsten aller Länder der Erde bespülen. So stelle ich mir den Kulturaustausch zwischen allen Völkern vor, und mein Wunsch war es, wenn auch nur als ein Tropfen, an dieser bedeutungsvollen Arbeit teilzunehmen.» Eine derart poetische Bemerkung an der Spitze eines Buches über ein sachliches Thema wirkt befremdlich, doch ist hier das sachliche Thema von einer so hohen und schön-menschlichen Warte angepackt, daß es wirklich einer schönen völkerverbindenden Tendenz dient. Nach der Lektüre des Buches möchte man gern das Experiment wagen, die Ferien in einem luftigen japanischen Haus zu verbringen mit seinen leichten verschiebbaren Wänden, den sparsamen Möbeln, der Bildernische, dem kunstvollen Blumenstrauß und den so anders als bei uns gearteten Badezimmern mit Holzrost und Holzwanne. Mit dem Wohnbau, durch zahlreiche Grundrisse und Photos deutlich dargestellt, wird zugleich japanische Lebensart geschildert. Unsere modernen Architekten haben seit vielen Jahren viel von den Japanern gelernt, vor allem was die Beweglichkeit des Grundrisses und die Verbindung zur umgebenden Natur wie Garten und Terrassen, die in Japan uralte Tradition ist, betrifft. Auch die Einflüsse europäischer Architektur auf Japan, die ständig wachsen, werden behandelt. Es wird sehr darauf ankommen, wie sie sich mit der Tradition des Landes verbinden. Das Buch bleibt übrigens keineswegs im Weltanschaulichen oder im rein Künstlerisch-Architektonischen stecken, sondern beantwortet auch die praktischen Fragen jedes am Hausbau interessierten Menschen wie sanitäre Anlagen, Toiletten, Heizung, Dachkonstruktion, Fenster und Badeanlagen und wird so seinem Thema in jeder Weise gerecht.

Auch das Historische wird an herrlichen Beispielen gezeigt. Die architektonische Tradition während Jahrhunderten sowie der Unterschied zwischen Bürgerhaus und Königspalast weisen viel weniger Differenzen auf als in andern Ländern. Die schönsten Beispiele von Innenräumen, Hauseingängen und Gärten wurden in einem kaiserlichen Palast aufgenommen. Kein Prunk zeichnet sie aus, kein Schmuck, nichts als die besonders exquisiten Proportionen, die eine Atmosphäre von Wohlsein und herrlicher Ausgeglichenheit andeuten. *B. H.*

*José Antonio Benton:* CALANGRO ODER DAS FRIEDENSFEST DER TIERE.

Unter den Eidechsen der brasilianische Gigant, bis 2 Meter lang, hört auf den klangvollen Namen Calangro. Ihn macht der heutige Brasilianer Benton zur Hauptfigur alter Tiersagen Südamerikas. Sie sind als dichterisches Material genommen, um Mythen und Märchen sehr originell neu zu formen, wodurch das Gut der Vergangenheit ausgebaut und ausgedeutet und einer unmittelbaren Lebendigkeit zugeführt wird. Benton lebt als Literaturprofessor in Sao Paulo. Sein Buch, sehr angenehm in Druck und Type herausgebracht, berichtet nichts von einem Übersetzer. Dem Brasilianer José Antonio Benton traut man kaum zu, ein solch dichterisch-eigenwilliges Deutsch zu schreiben, wie es hier den tropisch-phantasmagorischen Charakter von Tier und Land prachtvoll aufblühen

läßt. Dann erfährt man – aber nicht aus dem Buch –, daß Benton im vorigen Jahr an der Hamburger Universität Gastvorlesungen gehalten hat und unter die Emigranten zu zählen ist. So dürfte Brasilien für ihn eine neue Heimat und er von Haus aus wohl Deutscher sein.

Jedenfalls ist dieser Mann offenkundig in seiner neuen Heimat prächtig zuhause. Die Art, wie er im Kronstück der Tierfabeln, in «Calangros Hochzeit» die anderen Tiere: den Jaguar, wild-melodisch «Onça» gerufen, den dunkel tönenden Urubu, den predigenden Affen Beque-Beque, «das Tier Folharal», den Schakal und den Geier auftreten läßt, diese humorig-hintergründige, gelassen-klagende, gelassen grausame (grausam, wie die Schöpfung ist), diese jubilierende und gleichzeitig unerbittlich böse Art, das Leben zu sehen – Leben des Tieres, Leben des Menschen – gibt den selbstherrlich nacherzählten Geschichten von der Irreführung der reißenden Onça durch den kleinen schlauen Fuchs, vom Raub der Heiligen Jungfrau, vom Unterricht in der Kunst des Tötens, vom leuchtenden Esel Jaime, vom guten Äffchen und vom üblen Hund Ubogo und zuletzt vom Mord an dem heldenmütigen Tamandua eine magische Präzision des Symbols, die der Durchleuchtung alles höher Organisierten – gemessen an etwa der Bananenpflanze ist das Onça-Tier ein hoher Organismus – mit dichterischer Durchschlagskraft dient.

Und unter ihnen nun das Friedensfest. Es kommt immer wieder zustande, da jeweils am Johannistag, am 24. Juni, der gallebittere Zwang des Urwaldes: einer frißt den anderen und der Stärkere den Schwächeren, als einmal aufgehoben gilt. Diesen Freudentag hatte bereits Arlindo Madureira Periga in seinem großen Tierepos vor Zeiten geschildert. Benton weiß den Einzelheiten des Stoffes die heutige Gewandung und Deutung zu geben, gewiß wohl ohne den Schatz der alten Substanz zu schmälern oder zu verletzen. Es ist die Kreatur in ihrem Glück und ihrem Jammer, ihrer Komik und

ihrem Bestreben, guten Willens zu sein, in ihrer Verdammnis, dennoch schlechte Taten zu tun, in ihren Hoffnungen an dem einen schönen Tag und ihrem Wissen um die vielen schlimmen Tage, die das omnipotent regierende Gesetz des Urwaldes allen beschert – es ist das gemeinhin Lebendige, das hier herausgestellt wird ins funkelnde Licht der Tropen und das weiß, welcher Tragik es unterstellt bleibt. Ein trauervolles «Friedensfest».

Eine Menge ganzseitiger, schön reproduzierter Bildbeigaben erhöht die eigenartige Atmosphäre des Bandes. Die Tafeln schildern Tiere, Menschen, Landschaften Südamerikas und stammen, bezaubernd romantisch gezeichnet und gestochen, aus dem französischen und deutschen 18. und 19. Jahrhundert. (Verlag Classen, Hamburg.) *A. M. Frey*

## DER MENSCH ALS GESTALTER DER ERDE

*Edwin Fels:* DER WIRTSCHAFTENDE MENSCH ALS GESTALTER DER ERDE. Erde und Weltwirtschaft, Band V. Stuttgart 1954. Franckhsche Verlagshandlung. 258 Seiten, 78 Karten und Bilder.

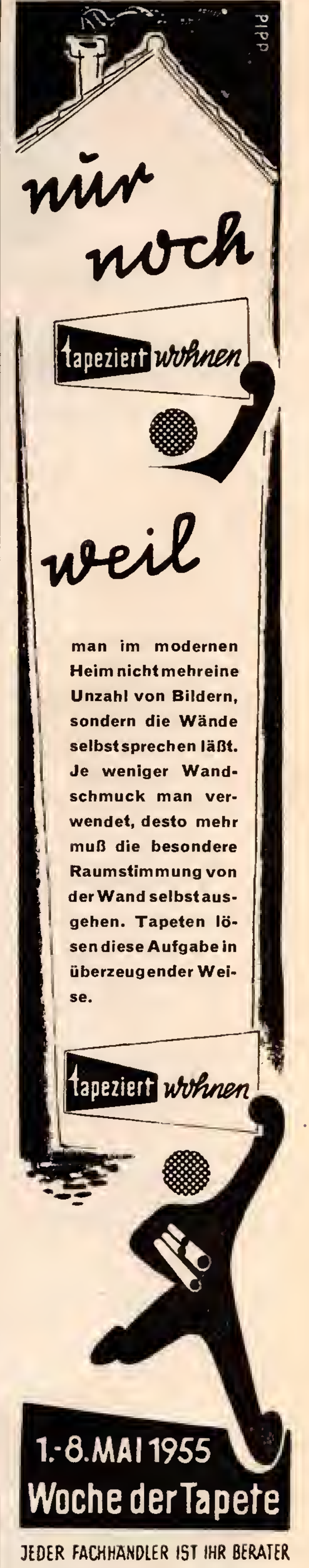
Solange der Mensch an die Erde gebunden bleibt — und dies wird noch lange währen —, ist die Auseinandersetzung mit ihr ein Thema, das an Unmittelbarkeit und Faszination seinesgleichen kaum findet. Das Buch des Berliner Geographen gibt diesem Thema neue Nahrung, indem es versucht, die verschiedenen *Formen* der Auseinandersetzung in eine übersichtliche Systematik zu fassen. Wenn es hierbei auch seinem Titel nicht völlig gerecht wird, insofern es über die nur *wirtschaftlichen* Bemühungen hinaus manche andere (Siedlung, Verkehr u. a.) berührt, andrerseits aber nicht alle ökonomischen berücksichtigt, darf es doch als sehr klare Würdigung des vielverzweigten Problemkomplexes gelten. Ihr Schwergewicht liegt auf dessen Analyse, die über die Einflüsse von Siedlung, Bergbau, Küstentechnik, Land- und Forstwirtschaft und Verkehr auf die feste Erdoberfläche, über die Umgestaltung der Gewässer, die Versuche zur Beeinflussung des Klimas, der Pflanzen- und Tierwelt zur «Menschheit im Wirbel des Gestaltwandels der Erde» selbst führt. Den Schluß bildet eine nicht minder erhellende Darlegung des Ergebnisses dieser Wirkungen, das in der Wirtschaftslandschaft, besser in der Kulturlandschaft und ihren zahlreichen Variationen zum Ausdruck gelangt. So bedauerlich bleibt, daß gerade dieses Resultat: die Synthese menschlichen Wirkens und landschaftlicher «Bedingungen» nur knapp angedeutet wird, während sie doch das zentrale Objekt des Gesamtwerkes darstellt — dessen Analyse übrigens in den übrigen Bänden bereits wiederholt gegeben wurde —, so unbedingt anregend und vor allem auch menschlich anspre-











chend wirkt das Buch als Ganzes, da es sich ebenso von überschwänglichem Lobpreis menschlichen Könnens wie akademischer Pedanterie fernhält. Positive, landschaftsharmonische, wie negative, raubbauliche Werke des Menschen nüchtern wägend, kommt es zum Schlusse: Wir haben die hohe Verpflichtung, unsere Arbeit an der Erde, an unserer Mutter Erde, so verantwortungsvoll zu gestalten, daß wir dereinst ohne Makel vor unseren Nachfahren bestehen können. Die reiche Dokumentation nicht zuletzt durch ebenso instruktive Karten wie Photos ist bestimmt dazu angetan, dem Werke nicht nur viele nachdenkliche Leser zu gewinnen sondern vor allem reelle Nachachtung zu sichern. *W. E.*

## FREIBURG UND DER BREISGAU

Unter diesem Titel erschien ein einzigartiger Führer durch die Landschaft und Kultur des Breisgaus und seiner Hauptstadt, im Auftrag der Freiburger Universität herausgegeben von Prof. Ludwig Heilmeyer (312 Seiten mit vielen Tafeln und Textabbildungen und einer Übersichtskarte, Hans Ferdinand Schulz Verlag, Freiburg i. Br.). Um den Studenten der Freiburger Universität ein Handbuch ihrer Universitätsstadt und der umliegenden Landschaft zu geben, um der Stadt Freiburg und ihren Bewohnern den Dank der bald 500 Jahre alten Universität abzustatten und um an dem, was sie selbst erwanderten und erforschten, die Öffentlichkeit teilnehmen zu lassen, haben sich Professoren, Dozenten und Assistenten als Autoren dieses Bandes zusammengefunden. An ihrer Spitze Nikolaus Creutzburg, Heinz Eggers, Werner Noack und Max Pfannenstiel. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit ergab eine Landschaftsmonographie, die — gleichermaßen exakt und erschöpfend in wissenschaftlicher Hinsicht wie gemeinverständlich in der Darstellung — Geologie, Geographie, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte wie auch die Kunstgeschichte umfaßt.

Im einleitenden allgemeinen Überblick erfahren wir, wie diese Landschaft entstanden ist, welchen klimatischen Bedingungen sie unterworfen ist und wie die Besiedlung durch den Menschen vor sich ging. Im Rahmen dieser Darstellungen wird auch das geschichtliche Schicksal mitgeteilt, das so stark auf die Stadt- und Kunstgeschichte Freiburgs einwirkte, dem in diesem Teil des Buches ein besonderer Abschnitt vorbehalten ist.

In der zweiten Hälfte des Buches, und das gibt ihm den Charakter des ausgezeichneten Führers, werden die Einzellandschaften beschrieben, und zwar, wie der Wanderer es erlebt, auf einzelnen Routenstrecken, die das gesamte dargestellte Gebiet (von der Staufener Bucht bis Kenzingen und vom Rhein bis zum Schwarzwaldkamm) erfassen. Hier wird nun, was im allgemeinen Teil des Buches in großen Zügen dargestellt ist, von Punkt zu Punkt gezeigt, erzählt und erläutert. Wer mit diesem Buch die Landschaft erwandert, den wird sie nicht nur in ihrer natürlichen Schönheit beeindrukken, sondern der wird das aufgeschlagene Buch der Natur in ihrer Entwicklung und das Leben und Mühen der Menschen in ihr zu lesen verstehen.

Abschließend sei vermerkt, daß die zumeist ganzseitigen Tafeln sehr sauber und gut gedruckt sind, daß im Anhang ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur beigegeben ist, ebenso wie auch ein ausführliches topographisches Register und ein Künstlerverzeichnis. Der Band erschien gleichzeitig als 44. Band der «Berichte der Naturforschenden Gesellschaft in Freiburg i. Br.». Durch finanzielle Beihilfen staatlicher und städtischer Stellen wie auch privater Unternehmen war es möglich, den Verkaufspreis des stattlichen Bandes sehr niedrig zu halten. *Th. W. D.*